

QVR

QUO VADIS ROMANIA? ZEITSCHRIFT FÜR EINE AKTUELLE ROMANISTIK

lecture appliquée, incite à la concentration, à la lecture attentive et à une meilleure écoute du texte. Ceci pourrait inciter la proximité, le rapport intime que recherche l'auteur avec le spectateur. Cependant, cette intention est par définition vouée à l'échec puisque c'est tout de même le metteur en scène et non l'auteur qui a la volonté de littérarité de l'écrit sur scène est empêchée par la condition scénique du théâtre. Enfin, le fait que la salle lise en même temps un énoncé tronque la proximité avec le spectateur. Il s'agit d'une contradiction par laquelle l'auteur établit une relation de *je* à *vous* et non de *je* à *tu*. Il existe, par ailleurs, dans l'utilisation de l'écrit sur scène, une volonté autre de proximité avec le spectateur. Dans un souci de

VARIETAS DELECTAT

importance, il arrive que García dissocie complètement le geste et l'écriture. Il fait exister le texte en tant que parole désincarnée, s'éloignant du jeu naturaliste. L'action dramatique et le texte projeté sur l'écran. Il s'agit d'une contradiction par laquelle l'auteur établit une relation de *je* à *vous* et non de *je* à *tu*. Il existe, par ailleurs, dans l'utilisation de l'écrit sur scène, une volonté autre de proximité avec le spectateur. Dans un souci de

AUTORINNEN

Chantal Adobati / Joachim Born / Clara Cardolini Rizzo /
Peter Cichon / Georg Kremnitz / Anna Ladilova /
Aurelia Merlan / Katharina Müller / Daniela Waldburger

produite par la relation en décalage de la graphie, du corps des acteurs. Et lorsque ces corps parlent, ce sont des personnes et non des personnages qui énoncent le texte. Rodrigo García précise à ce sujet : « Les noms qui précèdent chaque phrase sont ceux des comédiens pour lesquels je suis en train de travailler, auxquels je pense lorsque j'écris le texte. Il ne s'agit pas de personnages mais de

REZENSIONEN

Jürgen Erfurt / Georg Kremnitz

61
2023

QVR 61/2023

Redaktion:

Peter Cichon (Leitung), Barbara Czernilofsky-Basalka (Formatierung), Max Doppelbauer, Astrid Hönigsperger, Georg Kremnitz, Fabio Longoni, Catherine Parayre, Kathrin Saringen, Falk Seiler, Heinrich Stiehler †, Robert Tanzmeister

Administration: David Stockhammer

Grafik: Astrid Young

Internationaler wissenschaftlicher Beirat:

Roberto Bein (Universidad de Buenos Aires), Joachim Born (Universität Gießen), Jürgen Erfurt (Universität Frankfurt/Main), Ulrich Hoinkes (Universität Kiel), Thede Kahl (Universität Jena), Georges Kleiber (Université de Strasbourg), Philippe Martel (Université de Montpellier), Rosa Maria Medina Granda (Universidad de Oviedo), Henrique Monteagudo (Universidade de Santiago de Compostela), François Pic (Université de Toulouse), Patrick Sauzet (Université de Toulouse)

Adresse der Redaktion:

QVR-Homepage: <http://www.univie.ac.at/QVR-Romanistik/>

E-Mail: quovadisromania.ifr@univie.ac.at

Quo vadis, Romania?
Institut für Romanistik
Universität Wien
Universitätscampus AAKH
Garnisongasse 13, Hof 8
A-1090 Wien

Mit Förderung der Philologisch-Kulturwissenschaftlichen Fakultät
der Universität Wien.

ISSN: 1022-3169

QVR 61/2023

Inhaltsverzeichnis

Präsentation:

Peter CICHON, Varietas delectat5

Artikel:

Aurelia MERLAN, Sprachkontaktinduzierte Phänomene bei rumänischen Migrantenkindern in Deutschland6

Joachim BORN, Anna LADILOVA, Katharina MÜLLER, Hybride Sprachformen im Cone Sul / Cono Sur: Talian, Wolgadeutsch und Pomerano..... 34

Daniela WALDBURGER, « Périphérique » swahili - le statut et le rôle du swahili à Lubumbashi en DR Congo 54

Chantal ADOBATI, Sur le chemin de la « désaliénation ». Quelques rencontres stimulantes..... 67

Georg KREMnitz, Quelques particularités de la première renaissance occitane (1550-1650) 75

Clara CARDOLINI RIZZO, Charta (sporca) in Poesie: la funzione proemiale di un testo pasoliniano «retroattivo»..... 86

Georg KREMnitz, Le plurilinguisme littéraire en tant qu'expression d'une transculturalité en gestation : l'exemple de Jorge Semprún 101

Rezensionen:

Jürgen ERFURT: Minnes, Mark/Rempel, Natascha, (Hrsg.), 2021. *Netzwerke – Werknetze*. Transareale Perspektiven auf relationale Ästhetiken, Akteure und Medien (1910-1989). Hildesheim [u.a.]: Georg Olms Verlag, 493 S., ISBN 978-3-487-15800-6. 115

Georg KREMnitz: Kaiser, Henriette, 2022. *Goethe in Buenos Aires*. Leipzig: Faber&Faber, 192 S..... 120

Georg KREMnitz: Fauvelle, François-Xavier, 2022. *Penser l'histoire de l'Afrique*. Paris : CNRS Editions/De Vive Voix (coll. Les grandes voies de la recherche), 96 pp..... 124

Georg KREMnitz: Debus, Ursula, 2022. *Genozid als Heldenepos? Spanien und der 500. Jahrestag der Entdeckung Amerikas*. Baden-Baden: Tectum, XIII+140 S..... 128

QVR 61/2023

- Georg KREMnitz: Chalet Achour, Christiane (dir.) et collectif, 2022. *Ecrire la guerre de libération 1954-1962. Textes algériens*. Mosaïque littéraire. [Rilhac-Rancon (Haute-Vienne)] : Mars A Publications, 112 pp.132
- Georg KREMnitz: Pieper, Renate, 2023. *Geschichte Lateinamerikas seit dem 15. Jahrhundert*. Wien: Mandelbaum, 416 S.136

Varietas delectat

In diesem Sinne lädt die vorliegende Nummer 61 von *Quo vadis, Romania?* zu einer Exkursion durch verschiedene Themenfelder ein.

Im Themenbereich Hybridisierung und Sprachwandel schauen wir auf Erscheinungsformen unbalancierter Zweisprachigkeit unter MigrantInnen der zweiten Generation und erhalten Antworten auf die Frage, was passiert, wenn sekundäre auf primäre Migrationssprachen treffen.

In einem Exkurs in die Afrikanistik erfahren wir von der Erfolgsgeschichte des Swahili als heute meistgesprochener Sprache Afrikas.

Im Bereich der Okzitanistik treffen wir auf eine Hommage an den bedeutenden Okzitanisten Robert Lafont, verbunden mit Autobiographischem über sprachlich-kulturelle Erweiterung und erhalten Einblicke in die tripolare literarische Renaissance des Okzitanischen Mitte des 16. bis Mitte des 17. Jahrhunderts, die jedoch in der Folge von der französischsprachigen Literatur assimiliert wird und erst 200 Jahre später eine Neuauflage erfährt.

Es folgen Einblicke in das Leben und Arbeiten zweier eminent politischer Kulturschaffender, des italienischen Schriftstellers, Filmemachers und Publizisten Pier Paolo Pasolini und des spanischen, vor allem in Französisch schreibenden, Autors Jorge Semprún.

Zum Abschluss unserer Rundreise erwartet die Leserinnen und Leser ein variantenreiches Gebinde von Rezensionen.

Die Redaktion wünscht wie immer gewinnbringende Lektüre.

Sprachkontaktinduzierte Phänomene bei rumänischen Migrantenkindern in Deutschland¹

Aurelia MERLAN, München

1. Einleitung

Die Migration rumänischer BürgerInnen, also von Rumänen, Rumänien-Sachsen, Rumänien-Schwaben, Rumänien-Ungarn etc. nach Deutschland ist kein neues Phänomen, sie intensivierte sich jedoch nach dem Beitritt Rumäniens zur Europäischen Union im Januar 2007 und vor allem nach der uneingeschränkten Arbeitnehmerfreizügigkeit ab 2014. Inzwischen ist Deutschland das Heimatland/Geburtsland vieler Vertreter der zweiten und sogar der dritten Generation. Berücksichtigt man alle aus Rumänien stammenden MigrantInnen der ersten Generation einschließlich derjenigen mit inzwischen deutscher Staatsbürgerschaft und ihre Kinder, kommt man auf ungefähr (vielleicht sogar mehr als) eine Million Menschen, die heutzutage in Deutschland leben.²

Die Untersuchungen zum Sprachverhalten dieser MigrantInnen (Merlan 2020 und 2021) zeigen, dass nicht alle von ihnen vom Rumänischen in der Familie regelmäßig Gebrauch machen (nicht einmal die MuttersprachlerInnen), dass die Herkunftssprache nicht immer an die zweite Generation weitergegeben wird und, wenn doch, sie mit der Sekundärsozialisation der Kinder nicht mehr die alleinige oder die dominante Sprache in der Interaktion Eltern-Kinder ist. Die Sprachkompetenz der Kinder mit Rumänischkenntnissen ist unterschiedlich: manche haben nur passive Kenntnisse (sie verstehen die Sprache, machen davon aber keinen mündlichen oder schriftlichen Gebrauch), andere haben eine niedrige, gute oder sogar sehr gute Sprech- und Verstehensfertigkeit, jedoch keine Übung im Lesen und Schreiben in dieser Sprache (vgl. Merlan 2021: 78-103).³

¹ Ein herzlicher Dank gilt Constanze Neudek für ihre aufmerksame Korrektur meines Textes.

² Vgl. Merlan (2021: 66-73) für eine knappe Darstellung der Szenarien dieser Migration und der Anzahl der MigrantInnen aus Rumänien in Deutschland.

³ Berücksichtigt wurden in diesem Artikel von 2021 (wie auch in Merlan 2020) nur rumänische Migrantenkinder, die in Bayern leben, unabhängig davon, ob – im Fall der Kinder mit

Auf diese Vertreter der zweiten Generation rumänischer MigrantInnen in Deutschland soll sich die vorliegende Studie konzentrieren. Untersucht werden die durch den rumänisch-deutschen Sprachkontakt induzierten Phänomene lediglich in der Kommunikation minderjähriger Kinder, deren beide Eltern oder ein Elternteil Rumänischmuttersprachler ist.

Die Analyse basiert auf einer Querschnittstudie, und zwar auf einem Korpus (KZ 2020), das Aufnahmen (insgesamt knapp eine Stunde) von in Bayern durchgeführten Interviews mit sieben Minderjährigen umfasst.

Folgende Fragen soll die Analyse beantworten:

a) Welche sprachkontaktinduzierten Phänomene treten in der Kommunikation dieser Kinder auf und welche sind die häufigsten?

b) Existiert ein korrelierender Zusammenhang zwischen der Art und der Frequenz dieser Phänomene und der Sprachkompetenz der Kinder?

2. Darstellung der Interviews und Profil der Informanten

Vier Interviews fanden auf Rumänisch statt (wobei sich an einem Interview zwei Geschwister beteiligten⁴) und dauerten insgesamt 36 Minuten und 36 Sekunden; ein Interview verlief nur zur Hälfte auf Rumänisch und dauerte fünf Minuten, und ein Interview war ausschließlich auf Deutsch und dauerte 15 Minuten. Die Interviews wurden von einer bilingualen Person, einer Magisterstudentin, durchgeführt und aufgenommen, die auch die Transkripte (nach dem gesprächsanalytischen Transkriptionssystem, GAT) angefertigt hat. Sie bilden, ausgenommen das Interview auf Deutsch, neben verschiedenen Interviews mit rumänischen MigrantInnen der ersten Generation den fast 100 Seiten langen Anhang ihrer Magisterarbeit (vgl. KZ 2020).

Die Interviews fanden – mit Erlaubnis der Eltern – im Zeitraum 2014–2015 in informellen Kontexten (vier im Haus der interviewenden Person und eines im Elternhaus des Kindes) statt, jeweils ein einziges Mal und ohne gezielte

beiden Eltern aus Rumänien – das Rumänische die Erstsprache oder hingegen die Zweitsprache beider oder nur eines Elternteils ist (es wurden also auch rumänische Migrantenkinder mit ungarischen, sächsischen, schwäbischen oder mit Roma-Eltern oder aus exogamen Familien, z.B. ungarisch-schwäbisch, in die Analyse einbezogen – unter der Bedingung, dass in diesen Familien auch Rumänisch gesprochen wurde). Für ein genaueres Bild des Erwerbs, des Gebrauchs und der Kompetenz in der Herkunftssprache der rumänischen Migrantenkinder sind erweiterte Untersuchungen notwendig, die auch Migrantenkinder, die in anderen Bundesländern Deutschlands leben, berücksichtigen.

⁴ Ein drittes Kind ergriff nur einmal und kurz das Wort (auf Rumänisch), deswegen wird es hier außer Acht gelassen.

Auswahl der Probanden⁵. Um Hemmung zu vermeiden, wurden die Interviews aufgenommen, ohne dass die Kinder darüber in Kenntnis gesetzt wurden. Die Interviews waren nicht standardisiert und bestanden aus offenen Fragen, z.B. zu den von den Kindern gesprochenen Sprachen, zu ihrer Beziehung zu den Großeltern, zu Besuchen nach Rumänien und zu ihren FreundInnen.

Die sieben Probanden sind drei Mädchen im Alter (zur Zeit der Interviews) von 11 (Ana⁶), 10 (Cristina) und 6 Jahren (Maria) und vier Jungen im Alter von 5 (Alex), 8 (Paul), 9 (Florin) und 10 Jahren (Daniel). Für fünf Kinder ist Deutschland das Geburtsland; für ein Kind ist es Rumänien und für ein anderes Kind Griechenland, sie kamen aber vor ihrer Einschulung mit fünf bzw. mit drei Jahren nach Deutschland. Drei Kinder stammen aus endogamen rumänischen Familien und vier aus exogamen Familien, mit Mutter Rumänin und Vater Deutscher (zwei Kinder) bzw. Grieche mit rumänischem und deutschem Migrationshintergrund (zwei Geschwister).

Bezüglich des Spracherwerbs während der Primärsozialisation sind die vier Kinder aus exogamen Familien – laut Aussagen ihrer Mütter – zweisprachig aufgewachsen, nach der Methode eine Person (Elternteil) – eine Sprache: zwei von ihnen mit Rumänisch und Deutsch, zwei mit Rumänisch und Griechisch. Von den drei Kindern aus endogamen rumänischen Familien ist nur Daniel während seiner ersten fünf Lebensjahre einsprachig (mit Rumänisch als L1) aufgewachsen, Cristina hingegen zweisprachig nach der Methode 1P – 1S (Deutsch mit der Mutter – Rumänisch mit dem Vater) und Alex ebenfalls zweisprachig, wobei jeder Elternteil mit ihm alternierend Rumänisch und Deutsch gesprochen habe (vgl. Tabelle 1).

<i>Kind</i>	<i>Alter</i>	<i>Ge- burts- land</i>	<i>Eltern</i>	<i>Primärsozialisa- tion: Art des Spracherwerbs (und Methode der Eltern)</i>	<i>Sprache(n) des Interviews</i>	<i>Jahr und Dauer des Interviews</i>
Alex	5	D	Rumä- nen	Zweisprachig: Rum + Dt (alternierend)	Nur zur Hälfte auf Rumänisch	2015; 5'
Maria	6	D	Rumä- nin, Grieche	Zweisprachig: Rum + Gr (1P- 1S)	Rumänisch	2015;

⁵ Während der Interviews hielten sich die Eltern der Kinder in einem Nebenraum auf.

⁶ Alle Namen der Kinder sind nicht ihre wirklichen Namen.

Paul, Marias Bruder	8	G	Rumänin, Grieche	Zweisprachig: Rum + Gr (1P-1S)	Rumänisch	5'
Florin	9	D	Rumänin, Deutscher	Zweisprachig: Rum + Dt (1P-1S)	Rumänisch	2014; 8'
Cristina	10	D	Rumänen	Zweisprachig: Rum + Dt (1P-1S)	Deutsch	2015; 15'
Daniel	10	RO	Rumänen	Einsprachig: Rum	Rumänisch	2014; 15' 36''
Ana	11	D	Rumänin, Deutscher	Zweisprachig: Rum + Dt (1P-1S)	Rumänisch	2014; 8'

Tabelle 1: Profil der interviewten Kinder sowie Sprache, Jahr und Dauer der Interviews

3. Sprachkompetenz der interviewten Kinder

Zur Bestimmung der Sprachkompetenz und der Sprachentwicklung der interviewten Migrantenkinder wurden verschiedene Aspekte berücksichtigt: wie die Kinder selbst ihre Sprachkompetenz einschätzen; welche von den Sprachen ihres Sprachrepertoires sie häufiger verwenden; welche sie gerne sprechen; von welchen Sprachen wird im familiären Bereich Gebrauch gemacht; welche Methode die Eltern verwen(de)ten, um ihre Kinder bilingual zu erziehen und wie konsequent sie in der Anwendung der Methode waren/sind, und ob die Anzahl der Stunden, denen die Kinder der einen oder der anderen Sprache ausgesetzt werden, ähnlich ist. Darüber hinaus wurde die Sprachkompetenz dieser Migrantenkinder auch anhand des qualitativen Kriteriums der durchschnittlichen Äußerungslänge, engl. *mean length of utterances* (MLU; vgl. Patuto 2015: 48-50) gemessen.

Alle sieben interviewten Kinder sind – wie es sich aus ihren eigenen Aussagen wie auch aus den Aussagen ihrer Eltern ergibt⁷ – unbalancierte Bilinguale mit Deutsch als ihrer starken Sprache und Rumänisch als ihrer schwachen Sprache. Verantwortlich für diese asymmetrische Sprachentwicklung sind verschiedene Faktoren:

⁷ Im Folgenden werden nur relevante Ausschnitte aus den Interviews mit den sieben Kindern zitiert. Meine Übersetzung der rumänischen Äußerungen ins Deutsche erfolgt jeweils in den Fußnoten.

a) die Tatsache, dass sie bereits während der Primärsozialisation mit einem Elternteil mehr Zeit verbracht haben als mit dem anderen (z.B. spricht Cristina besser Deutsch als Rumänisch, weil die letztgenannte Sprache in der Regel nur abends in der Interaktion mit dem Vater aktiviert wurde);

b) die inkonsequente Anwendung seitens der Eltern der Methode eine Person – eine Sprache (wie es im Fall von Ana und Florin geschah);

c) das Alternieren der Sprachen seitens beider Eltern in den ersten Lebensjahren des Kindes, mit anschließender Verwendung nur des Deutschen und Zurückkehren zur ersten Methode (wie im Fall von Alex);

d) die Sekundärsozialisation (beginnend manchmal mit zwei Jahren in der Kinderkrippe) ausschließlich in der Landessprache/Umgebungssprache, die zum allmählichen Gebrauch des Deutschen auch im familiären Bereich führte (im Fall aller interviewten Kinder feststellbar);

e) die Bevorzugung seitens der Kinder nur einer ihrer Sprachen, die sich als ihre Lieblingssprache erweist.

Für den zehnjährigen, in seinen ersten fünf Lebensjahren einsprachig (mit L1 Rumänisch) aufgewachsenen Daniel sei das Deutsche nach fünf Jahren Sekundärsozialisation in Deutschland die Sprache, die er besser als das Rumänische beherrscht und am meisten verwendet, und auch seine Lieblingssprache, die ihm inzwischen einfacher erscheint als seine L1. Hauptgrund dafür sei der Unterricht auf Deutsch:

(1) MZ: Și când o să știe și ea [sora] foarte bine germană, ce crezi c-o să mai vorbești cu ea atunci?

Daniel: Cred că mai mult germana, că și ea atuncea o să aibă la școală, dar română nu prea o să știe... Că și eu nu prea știu așa de bine română.⁸
(KZ 2020: 119)

(2) MZ: Dar nu mi-ai răspuns care este limba ta preferată!

Daniel: Ah... cred că germana mai mult, că germana o folosesc mai mult... [...]

MZ: Ți-e mai ușor să vorbești germană?

⁸ Dt. Übers.: MZ: 'Und wenn sie [deine Schwester] selbst sehr gut Deutsch können wird, welche Sprache meinst du, dass du mit ihr sprechen wirst?' / Daniel: 'Ich denke eher Deutsch, denn sie auch wird es [Deutsch] in der Schule haben und sie wird das Rumänische nicht mehr so gut können... Denn ich selbst kann das Rumänische nicht mehr sehr gut.'

Daniel: Da, germana e mult mai ușoară.⁹ (KZ 2020: 118)

Die zweisprachig aufgewachsene Ana habe Lese- und Schreib-, aber keine Verstehensschwierigkeiten im Rumänischen. Mit ihrer Mutter spreche sie nicht regelmäßig diese Sprache, mit ihrer Großmutter und Freundinnen während der Ferien in Rumänien jedoch ausschließlich und fast problemlos:

(3) Ana: In Deutsch kann ich sehr gut lesen, weil im Rumänischen mit diesem sch und z¹⁰, mit den Punkten und so ... bringen mich immer durcheinander, deshalb schreibe ich auch, wie ich höre [...].

[...]

MZ: Dar în română îți place să te uiți la televizor?¹¹

Ana: Ja, es sind die gleichen Serien, wie hier in Deutschland, nur dass sie auf Rumänisch sind, aber ich verstehe es auch.

[...]

MZ: Dar românește cu cine mai vorbești tu?

Ana: Cu mama-mare, cu mama nu așa bine, nu așa mult [...]¹². (KZ 2020: 106)

Als unbalancierten Bilingualen mit Deutsch als seiner starken (und auch Lieblings-) Sprache charakterisiert sich auch der ebenfalls zweisprachig aufgewachsene Florin. Nach seiner Selbsteinschätzung sind seine Sprech- wie auch seine Verstehensfertigkeit im Rumänischen nicht gut, obwohl er mit verschiedenen Mitgliedern der Familie (Mutter, Schwester, Großeltern u.a.) und mit Freunden während Ferien in Rumänien auch oder nur auf Rumänisch kommuniziert. Während des Interviews spricht er – ausgenommen zwei Fälle, in denen er sich auf Deutsch äußert, weil die interviewende Person selbst vorher vom Rumänischen ins Deutsche wechselt – ohne zu switchen, gibt allerdings immer kurze Antworten, die nicht völlig fehlerfrei sind, was auf eine tatsächlich nicht sehr gute Sprechfertigkeit im Rumänischen hinweist:

⁹ Dt. Übers.: MZ: 'Aber du hast mir nicht gesagt, welche deine Liebessprache ist!' / Daniel: 'Ah, ich denke, das Deutsche eher, denn das Deutsche verwende ich häufiger...' [...] / MZ: 'Fällt es dir leichter, auf Deutsch zu sprechen?' / Daniel: 'Ja, das Deutsche ist viel einfacher.'

¹⁰ Sie meint die rumänischen Grapheme <ș> und <ț>.

¹¹ Dt. Übers.: MZ: 'Und magst Du, Sendungen auf Rumänisch zu sehen?'

¹² Dt. Übers.: MZ: 'Und mit wem sprichst du noch Rumänisch?' / Ana: 'Mit Oma, mit Mama nicht sehr gut, nicht sehr viel [...].'

(4) MZ: Da, eu vorbesc românește. Tu înțelegi?
Florin: Mhî, nu așa bine.
MZ: Păi uite că știi!
Florin: Un pic, un pic.
[...]
MZ: Dar care e limba ta preferată?
Florin: Germania.
MZ: Dar de ce?
Florin: Eu sunt aici la Germania.
[...]
MZ: Ți-e mai ușor să vorbești germană?
Florin: O știu mai bine.¹³ (KZ 2020: 130)

Das Deutsche ist die starke Sprache auch des fünfjährigen Alex, auch wenn er sagt, er spreche mit manchen Mitgliedern der Familie nur Rumänisch. Wenn er nach seiner Lieblingssprache gefragt wird, nennt er ohne zu zögern – wie Florin – das Deutsche, und begründet seine Antwort ähnlich: es sei die Sprache seiner Heimat und in der er im Kindergarten interagiert (also sozialisiert wird) und Freundschaftsbeziehungen aufbaut, was für ihn sehr wichtig zu sein scheint:

(5) MZ: Ce limbi știi tu să vorbești?
Alex: Pe germană, pe românește.
MZ: [...] Dar care e limba ta preferată?¹⁴
Alex: Deutsch!
MZ: Und warum?
Alex: Weil ich hier in Deutschland lebe und im Kindergarten nur Deutsch spreche.
MZ: Und bist du ein Deutscher oder ein Rumäne?
Alex: Alle beide. [...] Weil ich in Deutschland geboren bin und ich spreche mit meiner Oma auch und deswegen spreche ich auch Rumänisch.

¹³ Dt. Übers.: MZ: 'Ja, ich spreche Rumänisch. Verstehst du es?' / Florin: 'Mhm, nicht sehr gut.' / MZ: 'Doch, du hast doch gerade auf Rumänisch gesprochen.' / Florin: 'Ein bisschen, ein bisschen.' / [...] / MZ: 'Und welche ist deine Lieblingssprache?' / Florin: 'Deutschland.' / MZ: 'Und warum?' / Florin: 'Ich bin hier bei Deutschland.' / [...] / MZ: 'Fällt es dir leichter, Deutsch zu sprechen?' / Florin: 'Ich kann es besser.'

¹⁴ Dt. Übers.: MZ: 'Welche Sprachen kannst du?' / Alex: 'Auf Rumänisch, auf Deutsch.' / MZ: [...] 'Und welche ist deine Lieblingssprache?'

[...]

MZ: Mh. Hast du einen besten Freund oder Freundin?

Alex: Ja.

MZ: Was spricht er für eine Sprache?

Alex: Deutsch! (KZ 2020: 136-137)

Cristina charakterisiert sich ihrerseits als unbalancierte Bilinguale, weil insbesondere ihre Sprechfertigkeit im Rumänischen – nach ihrer Einschätzung – im Laufe der Jahre aufgrund des seltenen Gebrauchs nachgelassen hat und weil sie – was die passiven Kenntnisse betrifft – zwar eine sehr gute Verstehensfertigkeit, aber keine Lesefertigkeit in dieser Sprache hat. Was ihr Deutsch betrifft, ist es während des Interviews fließend, ohne Code-switching (ausgenommen das Zitieren eines rumänischen Liedtitels) und mit nur wenigen Interferenzen „gefärbt“:

(6) Cristina: Ich selber spreche diese Sprache nicht so oft, obwohl meine ganze Familie von dort kommt und dies spricht... Aber ich, ich fühle mich so allein, weil ich kann diese Sprache nicht sehr gut [...]. Ich verstehe ganz gut, aber ich kann nicht so viel sprechen auf Rumänisch. [...] Rumänisch, das kenne ich jetzt nicht so viel, weil ich es nicht so oft höre. [...] Ich kann das [auf Rumänisch lesen] gar nicht.

Weil sie vom Deutschen mehr Gebrauch machen als vom Rumänischen, aber auch, weil das Deutsche die Interaktionssprache mit FreundInnen ist, ist es auch für die Geschwister Paul und Maria offensichtlich ihre Lieblingssprache: sie sind nach kurzem Überlegen kategorisch in ihrer Antwort und wiederholen das Wort *Deutsch*, um keinen Platz für Zweifel zu lassen. Nach ihrer Selbsteinschätzung hätten sie allerdings eine sehr gute Sprachkompetenz auch im Rumänischen. Die Tatsache, dass das Interview (auf Rumänisch) mit ihnen fast ohne Code-switching verläuft, bestätigt, dass die Sprech- und implizit auch die Verstehensfertigkeit dieser Kinder im Rumänischen, auch wenn wahrscheinlich nicht mit derjenigen im Deutschen vergleichbar, ziemlich hoch ist. Sogar wenn die interviewende Person ins Deutsche wechselt, um sicher zu sein, dass die Kinder den rumänischen Begriff *limba maternă* verstehen, äußert sich Paul weiterhin auf Rumänisch:

(7) MZ: Dar îmi spuneți și mie care este limba voastră pe care o iubiți cel mai mult? [...]

Paul: Da!

MZ: Care este?
Paul: E... mh...*Deutsch!*
MZ: Dar de ce?
Paul: Păi noi vorbim cel mai mult.
Maria: *Deutsch!*
Paul: *Deutsch!*
MZ: Cel mai mult?
Paul: Cu prietenii mei vorbim.
MZ: Da? Și e frumoasă? E limba preferată?
Paul: Da.
[...]
MZ: Dar voi știți foarte bine și românește să vorbiți?
A: Da!
[...]
M: Dar, A., dacă limba ta preferată este germana, tu știi care este limba ta maternă? *Muttersprache?*
Paul: Da!
MZ: Care este?
Paul: Româna!
MZ: Româna e *Muttersprache?* De ce?
A: Că eu vorbesc cu mami germană și română! [...] Și dacă e buni aicea vorbesc doar româna cu mami.¹⁵ (KZ 2020: 143-144)

Berücksichtigt man die Äußerungslänge, stellt man deutliche Unterschiede zwischen den sieben Kindern fest. Lange Äußerungen sind häufig bei Cristina im Interview auf Deutsch, was ihre sehr gute Sprachkompetenz in dieser Sprache beweist. Auch die meisten *turns* von Ana und Daniel in den Interviews auf Rumänisch sind lang, sie wechseln aber mehrmals (insbesonders Ana) vom Rumänischen ins Deutsche, was mindestens manchmal auf einen Kompetenz-

¹⁵ Dt. Übers.: MZ: 'Und sagt ihr mir, welche eure Lieblingssprache ist?' / Paul: 'Ja.' / MZ: 'Welche ist sie?' / Paul: 'Sie ist mh...*Deutsch!*' / MZ: 'Und warum?' / Paul: 'Weil wir es am meisten sprechen.' [...] / Maria: '*Deutsch!*' / Paul: '*Deutsch!*' / MZ: 'Am meisten?' / Paul: 'Mit meinen Freunden sprechen wir es.' / MZ: 'Ja? Und ist es schön? Ist es eure Lieblingssprache?' / Paul: 'Ja.' / [...] / MZ: 'Ihr könntet aber auch Rumänisch sehr gut.' / Paul: 'Ja!' / [...] / MZ: 'Und, A., wenn deine Lieblingssprache das Deutsche ist, weißt du, welche deine Muttersprache ist? *Muttersprache?*' / Paul: 'Ja!' / MZ: 'Welche ist sie?' / Paul: 'Das Rumänische!' / MZ: 'Das Rumänische ist deine *Muttersprache?* Wieso?' / Paul: 'Weil ich mit meiner Mama Deutsch und Rumänisch spreche! [...] Und wenn Oma bei uns ist, spreche ich nur Rumänisch mit meiner Mama.'

mangel im Rumänischen hinweist (vgl. 4.1.2). Die *turns* von Paul, Maria und Florin sind zwar kurz, jedoch nur im Fall von Florin, der sich auch nicht fehlerlos ausdrückt, lassen sie auf eine nicht sehr hohe Sprachkompetenz im Rumänischen schließen, während sich bei Paul und Maria, die, wie bereits erwähnt, fast ohne zu switchen sprechen, die kurzen Äußerungen eher dadurch erklären lassen, dass sie gerade mit Malen beschäftigt waren. Von den sieben Kindern ist Alex derjenige, der am wenigsten auf Rumänisch spricht und jeweils nur sehr kurze Antworten (bestehend aus einem Wort oder nur aus ein Paar Wörtern) gibt. Seine Sprachkompetenz im Rumänischen scheint deswegen niedriger als die der anderen Kinder zu sein, dies lässt sich aber auch dadurch erklären, dass er der Jüngste ist.

4. Sprachkontaktinduzierte Phänomene

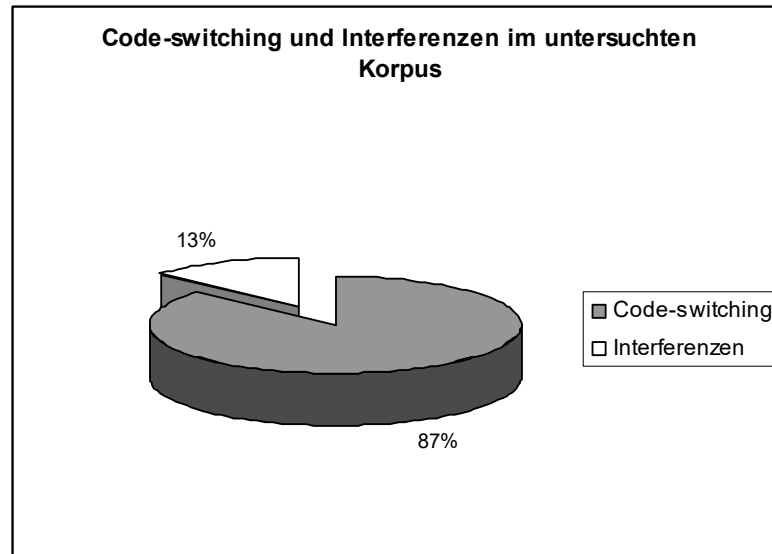
In den Äußerungen der sieben interviewten Migrantenkinder treten sowohl Code-switching als auch Interferenzen auf. Code-switching wird hier als der – sanfte oder durch Häsitiation oder Pause begleitete – Wechsel zwischen zwei oder mehr Sprachen innerhalb einer einzigen kommunikativen Interaktion verstanden, der ganze Diskursabschnitte oder einzelne Lexeme betreffen kann. Das sanfte Switchen kommt – laut verschiedenen Autoren (vgl. darunter Silva-Corvalán 1983: 85; Müller 2015: 11-25) – in der Regel bei balancierten Bilingualen vor, die beide Sprachen sehr gut beherrschen. Hingegen setzt das nicht sanfte (auch als *Code-shifting* bezeichnet und vom Code-switching unterschieden) eine unbalancierte Sprachbeherrschung voraus.

Während das erste Phänomen die Kopräsenz (mindestens) zweier Sprachen in ihrer reinen Form innerhalb einer Interaktion, eines *turn* oder eines Satzes voraussetzt, tauchen Interferenzen¹⁶ – oder *Transfererscheinungen* gemäß der inzwischen in verschiedenen Arbeiten bevorzugten Terminologie¹⁷ – in einsprachigen Äußerungen auf. Sie sind „Spuren“, die eine der Sprachen, mit denen der Sprecher vertraut ist, in der Produktion in seiner anderen Sprache hinterlässt. Es wird angenommen, dass Interferenzen grundsätzlich häufiger in der Rede unbalancierter als in der Rede balancierter Bilingualer sind, dass sie vor allem in der schwächeren Sprache eines unbalancierten Bilingualen auftreten und als Folge seiner asymmetrischen Sprachkompetenz zu betrachten sind (vgl. z.B. Lüdi 2001).

¹⁶ Vgl. für diesen Begriff Weinreich 1976: 15; Kabatek 1996; Lüdi 1996: 242f.; Lüdi 2001 u.a.

¹⁷ Vgl. z.B. Riehl 2004: 28, 79f.; Riehl 2014: 108-111; Riehl 2018: 25-44.

Von diesen zwei durch den Sprachkontakt induzierten Phänomenen ist das Code-switching, insbesondere das sanfte Code-switching (vgl. 4.1.2), im untersuchten Korpus mit Abstand das häufigste.



4.1 Code-Switching

4.1.1 Typen von Code-Switching und ihre Frequenz

Je nach der Stelle im Gespräch oder im Satz, an der der Wechsel stattfindet, lassen sich im untersuchten Korpus drei Arten von CS unterscheiden, die fast ausschließlich in den Interviews mit Rumänisch als Gesprächssprache auftreten: inter-turn, inter-sententiales und intra-sententiales CS (mit unterschiedlichen Manifestationen). Die Switch-Richtung ist vorwiegend vom Rumänischen ins Deutsche (einmal ausnahmsweise ins Griechische), in einigen Fällen aber auch vom Deutschen ins Rumänische. Beispiele:

a) inter-turn CS (Rumänisch → Deutsch):

(8) MZ: *Îți place muzica?*¹⁸

¹⁸ Dt. Übers.: MZ: 'Magst du Musik?'

Ana: Ja, [...] bedeutet: Schlag die Trommeln, zum Beispiel [...] bedeutet: Ich bin hier, ich warte auf dich.

MZ: Deci știi și ce înseamnă, nu le-ai învățat așa pe de rost cum le-ai auzit?¹⁹

Ana: Ein bisschen!

MZ: Bravo! Dar tu știi care e limba ta maternă? Știi ce înseamnă limba maternă?²⁰

Ana: Ja, meine Muttersprache ist Deutsch.

MZ: De ce?²¹

Ana: Weil ich bin hier geboren. (KZ 2020: 106)

b) inter-sententiales CS (Rumänisch → Deutsch):

(9) Daniel: Ah... cred că [limba mea preferată e] germana mai mult, că germana o folosesc mai mult... La autobuz când mai întreb, că uneori trebuie să mai întreb: *Fahren Sie die Haltestelle?*²² (KZ 2020: 118)

c) intra-sententiales (satzinternes) CS:

- Rumänisch → Deutsch:

(10) Ana: Da, este o limbă frumoasă și eu am mulți, la Handyul meu am așa *Lieder* în română de D. și L. și mă place și asta am înțeles și asta *habe ich auch auswendig gelernt.*²³ (KZ 2020: 107)

- Deutsch → Rumänisch:

(11) MZ: Oder hörst du Musik auf Rumänisch? Kinderlieder?

¹⁹ Dt. Übers.: MZ: 'Du weißt also auch, was sie bedeuten, du hast sie nicht nur so auswendig gelernt.'

²⁰ Dt. Übers.: MZ: 'Bravo! Und du weißt, welche deine Muttersprache ist? Weißt du, was Muttersprache bedeutet?'

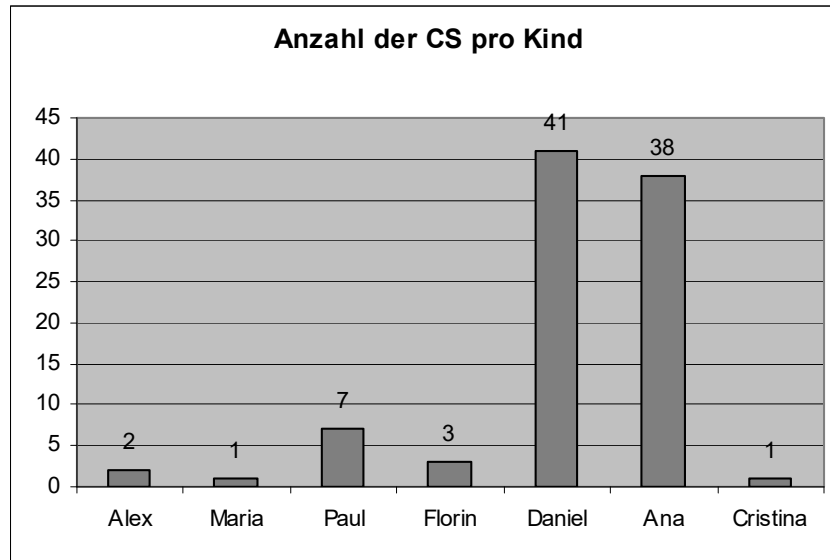
²¹ Dt. Übers.: MZ: 'Warum?'

²² Dt. Übers.: Daniel: 'Ah... ich denke, [meine Lieblingssprache ist] eher das Deutsche, denn das Deutsche verwende ich häufiger... Im Bus, wenn ich frage, denn manchmal muss ich fragen: *Fahren Sie die Haltestelle?*'

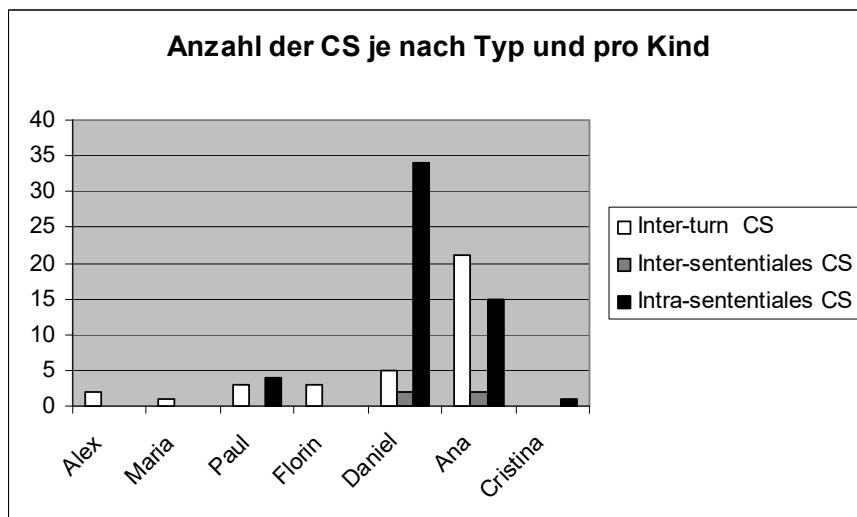
²³ Dt. Übers.: Ana: 'Ja, es ist eine schöne Sprache und ich habe viele, auf meinem *Handy* habe ich so *Lieder* auf Rumänisch von D. und L. und die gefallen mir gut und die habe ich verstanden und die *habe ich auch auswendig gelernt.*'

Cristina: Ja, also... Dieses Lied: *Dragoste din tei*. Und, als ich klein war, habe ich es gehört und es war schön.

Unter den interviewten Kindern wechselt am häufigsten der einsprachig primärsozialisierte Daniel aus einer der Sprachen in die andere. An zweiter Stelle ist die zweisprachig aufgewachsene Ana. Sie sind allerdings, wie bereits erwähnt, auch diejenigen, mit denen das Interview länger dauert (besonders mit Daniel) und welche längere Antworten auf die gestellten Fragen geben und auch zusätzliche Kommentare abgeben.



Deutliche Unterschiede gibt es auch in der Anzahl (Frequenz) der oben differenzierten Arten von CS: am häufigsten tritt das intra-sententiale, am seltensten das inter-sententiale CS auf.



Das inter-turn CS ist vorwiegend im Interview mit Ana. Am Anfang wird es durch die Frage nach dem deutschen Volksmärchen „Die Bremer Stadtmusikanten“ ausgelöst oder möglicherweise allein durch den deutschen Städtenamen *Bremen*, der zur Kategorie der so genannten bilingualen Homonyme gehört. Die zweite Frage beantwortet sie auf Rumänisch. Da sie aber zweimal deutsche Onomatopoetika für rumänische hält und von der Interviewerin korrigiert wird, traut sie sich nicht weiter auf Rumänisch zu sprechen, und sie beantwortet eine Weile (in der ersten Hälfte des Interview) die auf Rumänisch gestellten Fragen nur auf Deutsch (ausgenommen zwei eingebettete rumänische Nominalphrasen). Erst eine Frage zu ihrer besten, ebenfalls bilingualen Freundin aktiviert wieder ihre andere Sprache:

(12) MZ: Tu știi povestea *Muzicanții din Bremen*?²⁴

Ana: *Bremens Stadtmusikanten? Ja, die Katze und so.*

MZ: Așa, așa. Tu știi cum face câțelul în română? Știi că se întâlnesc ei și fac un concert ca să-i sperie pe hoți.²⁵

Ana: Da. *Wau!*

²⁴ Dt. Übers.: MZ: ‘Kennst du die Geschichte *Musikanten aus Bremen*?’

²⁵ Dt. Übers.: MZ: ‘Genau. Weißt du, wie der Hund auf Rumänisch bellt? Erinnerst du dich, sie treffen sich und geben ein Konzert, damit sie die Räuber erschrecken.’

MZ: În română face ham! ham! Și cocoșul știi cum face?²⁶
Ana: *Kikerik!*
MZ: Așa face în germană! Cum face el în română?²⁷
Ana: [signalisiert, dass sie es nicht weiß]
MZ: Cucurigu!
Ana: *Also, ja das stimmt!*
MZ: Dar câte limbi vorbești tu?²⁸
Ana: *Fast drei: Deutsch, Englisch und Rumänisch. Vielleicht lerne ich noch Französisch.*
[...]
MZ: Dar prietena ta cea mai bună ce limbă vorbește?
Ana: A, taică-su e de la *England* și maică-sa e aicea *Deutschland und da*.²⁹
(KZ 2020: 105-106)

In den Interviews mit den anderen Kindern ist das inter-turn CS selten. Die Erwähnung der Geschichte der Bremer Stadtmusikanten bewirkt auch im Interview mit Daniel den Übergang zum Deutschen. Nachdem er am Anfang des Interviews nur auf Rumänisch spricht und ebenfalls auf Rumänisch bestätigt, dass er die fragliche Geschichte kennt, zitiert er deren Titel auf Deutsch und ist anscheinend eine kurze Weile mit den Gedanken bei ihr. Die Frage bezüglich der Figuren in der Diegese beantwortet er deshalb auf Deutsch, er kehrt aber danach ins Rumänische zurück und erzählt in dieser Sprache die jeweilige Geschichte:

(13) MZ: Da, și știi ce personaje erau acolo?³⁰
Daniel: *Ein Hahn, ein Pferd...*
MZ: Și cum făcea calul ăla?
Daniel: Erau doi hoți într-o cabană, dar nu era a lor [...].³¹ (KZ 2020: 116-117)

²⁶ Dt. Übers.: MZ: 'Auf Rumänisch macht er ham, ham! Und der Hahn, weißt du, wie er singt?'

²⁷ Dt. Übers.: MZ: 'So singt er auf Deutsch. Wie singt er aber auf Rumänisch?'

²⁸ Dt. Übers.: MZ: 'Und wie viele Sprachen sprichst du?'

²⁹ Dt. Übers.: MZ: 'Und deine beste Freundin spricht welche Sprache?' / Ana: Ah, ihr Vater ist aus *England* und ihre Mutter ist [von] hier, *Deutschland und ja*.'

³⁰ Dt. Übers.: MZ: 'Ja. Und weißt du, welche die Figuren waren?'

³¹ Dt. Übers.: MZ: 'Und wie machte das Pferd?' / Daniel: 'Es waren zwei Räuber in einer Hütte, aber sie gehörte nicht ihnen [...].'

Im folgenden Beispiel scheint das inter-turn CS eine expressive Funktion zu haben. Daniel ist überzeugt, dass er keine Schreib- und Lesefertigkeit im Rumänischen hat, so dass er kategorisch die Frage der Interviewerin negiert, wobei die deutsche Negationspartikel *nein* möglicherweise, weil sie länger als die rumänische Partikel (*nu*) ist, ihm geeigneter dafür erscheint:

(14) MZ: Dar tu știi să scrii și să citești în română?³²
Daniel: *Nein!* (KZ 2020: 118)

Manchmal bewirkt der alternierende Gebrauch der Sprachen seitens des Gesprächspartners den Übergang von der einen in die andere Sprache bei den Kindern. Im Interview mit Florin wechselt die Interviewerin ins Deutsche, wenn sie ihn nach seiner Muttersprache fragt, und das Kind wechselt auch ins Deutsche. Auf die nächste, kurze und diesmal auf Rumänisch gestellte Frage reagiert es erneut auf Deutsch. Erst eine längere Frage auf Rumänisch aktiviert wieder sein Rumänisch:

(15) MZ: Tu știi ce înseamnă limbă maternă?³³ Muttersprache? Hast du schon mal das gehört?
Florin: Ah! Meine Muttersprache ist Rumänisch!
MZ: De ce?³⁴
Florin: Weil sie [meine Mama] in Rumänien geboren ist.
MZ.: Deine Mama?
Florin: Mhî.
MZ: Ai folosit vreodată limba română ca pe o limbă secretă să nu te înțeleagă cineva?
Florin: Da. Cu mama, cu A.³⁵ (KZ 2020: 131)

Der Auslöser des inter-turn CS ist manchmal das Thema „Lieblingssprache“, wie sich im Interview mit Alex und mit den Geschwistern Paul und Maria beobachten lässt:

³² Dt. Übers.: MZ: ‘Aber kannst du auf Rumänisch schreiben oder lesen?’

³³ Dt. Übers.: MZ: ‘Weißt du, was Muttersprache bedeutet?’

³⁴ Dt. Übers.: MZ: ‘Warum?’

³⁵ Dt. Übers.: MZ: ‘Hast du jeweils das Rumänische als eine Geheimnissprache verwendet, damit jemand dich nicht versteht?’ / Florin: Ja, mit Mama, mit A.’

(16) MZ: Ai văzut! Două limbi știi să vorbești. Dar care e limba ta preferată?³⁶

Alex. *Deutsch!* (KZ 2020: 136)

(17) MZ: Dar de ce [e germana limba voastră preferată]?

Paul: Păi noi vorbim cel mai mult.³⁷

Maria: *Deutsch!*

Paul: *Deutsch!* (KZ 2020: 144)

An der Satzgrenze wird selten aus der einen Sprache in die andere gewechselt (vgl. auch Beispiel 9). Im folgenden Beispiel entsteht diese Art des CS (nach der Bejahung der Frage auf Rumänisch) durch das Zitieren des Titels der Geschichte *Bremer Stadtmusikanten*:

(18) MZ: Tu cunoști povestea cu muzicanții din Bremen?³⁸

Daniel: Da. *Bremer Stadtmusikanten*. (KZ 2020: 116)

Der Grund für das inter-sententiale CS von Ana ist ein anderer. Obwohl sie vorher auf Rumänisch spricht, beantwortet sie die Frage, ob sie Musik mag, auf Deutsch, anscheinend weil sie plötzlich aufgeregt ist und weil der deutsche Elativmarker *sehr* überzeugender wirkt als der nicht allein stehende rumänische Marker *foarte*, danach kehrt sie ins Rumänische zurück (wobei im rumänischen Satz ein deutsches Lexem inseriert wird):

(19) Ana: *Ja sehr!* Așa *Mischung* de Hip-hopp și puțin orientală.³⁹ (KZ 2020: 107)

Am meisten tritt im untersuchten Korpus, wie bereits unterstrichen, das intra-sententiale CS auf, für welches „eine höhere bilinguale Beherrschung der eingesetzten Sprachen notwendig“ ist (Arnaus 2022: 637; vgl. auch Müller 2015: 15). Es kennt unterschiedliche Manifestationen. Die anderssprachigen Äußerungskomponenten sind Teilsätze, Mehrworteinheiten (ganze Phrasen, Teile

³⁶ Dt. Übers.: MZ: ‘Hast du gesehen! Zwei Sprachen kannst du sprechen. Und welche ist deine Lieblingssprache?’

³⁷ Dt. Übers.: MZ: ‘Und warum [ist das Deutsche eure Lieblingssprache]?’ / Paul: ‘Weil wir es am meisten sprechen.’

³⁸ Dt. Übers.: MZ: ‘Kennst du die Geschichte mit den Musikanten aus Bremen?’

³⁹ Dt. Übers.: Ana: ‘So eine *Mischung* von Hip-Hopp und ein bisschen orientalische Musik.’

von Phrasen oder auch Strukturen, die eine Phrase und weitere Elemente enthalten) sowie einzelne Lexeme. Die Gründe für den Wechsel sind unterschiedlich: das Thema (z.B. „(Bauch)tanz“, „Musik“, „Schule“), das Zitieren der Worte einer anderen Person, die Tatsache, dass sich das Kind an ein auf Deutsch verlaufenes Gespräch erinnert, ein Länder- oder Städtenamen etc.:

(20) [MZ: Da, tu știi să și dansezi!⁴⁰]

Ana: Da [‘Ja’], *ich kann Bauchtanz, weil meine Tante Bauchtänzerin ist, ja, und ich habe bei ihr abgeguckt.* (KZ 2020: 107)

(21) Daniel: Deci eu cu mami și cu tati vorbesc română, dar nu vorbesc doar română, vorbesc și germană, dar acum de la⁴¹ *Montag bis Freitag war ich im Schullandheim.* (KZ 2020: 117)

(22) Daniel: Dar o dată a fost așa că a zis că *eine Woche*, deci nu scrie acolo exact deci nu scrie acolo exact⁴², *eine Woche nach diesem Verfallsdatum gilt's immer noch, weil wenn man dort denkt, dann habe ich ja noch Zeit genug*, și așa eu credeam: Mai am timp, mai am timp și nu mai am timp, știi...⁴³ (KZ 2020: 119)

(23) Ana: [...] știi tu eu vorbesc așa mult românește⁴⁴ *und dann kann ich nicht mehr Deutsch sprechen, nicht so gut und dann sagt Mama: Ist nicht gut, dass du Rumänisch besser kannst als Deutsch, weil dann in der Schule wird dann schwer [...].* (KZ 2020: 107)

Innerhalb der Kategorie des intra-sententialen CS ist das lexematische CS (die anderssprachige Äußerungskonstituente ist ein Wort) das häufigste: insgesamt 37 Fälle. Insetiert werden vorwiegend (anderssprachige) lexikalische Kategorien, aber auch – jedoch selten – funktionale Kategorien. Hier seien nur einige Beispiele zitiert:

⁴⁰ Dt. Übers.: MZ: ‘Aber du kannst auch tanzen!’

⁴¹ Dt. Übers.: Daniel: ‘Also: mit Mama und mit Papa spreche ich Rumänisch, aber ich spreche nicht nur Rumänisch, ich spreche auch Deutsch, aber nun von...’

⁴² Dt. Übers.: Daniel: ‘Aber einmal war so, dass sie gesagt hat *eine Woche*, es steht also dort nicht genau geschrieben...’

⁴³ Dt. Übers.: Daniel: ‘und so dachte ich: Ich habe noch Zeit, ich habe noch Zeit, und ich hatte keine Zeit mehr, weißt du...’

⁴⁴ Dt. Übers.: Ana: ‘[...] weißt du, ich spreche so viel Rumänisch...’

(24) Paul: Nu, eu m-am născut în *Athen*. Și *babas* s-a născut în *Athen*.⁴⁵
(KZ 2020: 143)

(25) Daniel: [...] deci nu mergea să nu vorbești cu ceilalți că aveam și *Gruppenarbeit*, făceam și *Wanderung*... și *Freizeit* și ne jucam. [...]. Și-am făcut și *Klassensprecherwahl*.⁴⁶ (KZ 2020: 117)

(26) Ana: Da. Am numai două prietene, *aber*...nu văd așa mult [...].⁴⁷(KZ 2020: 107)

4.1.2 Sanftes vs. nicht sanftes Code-switching

Meist wechseln die Kinder spontan und sanft aus der einen Sprache in die andere. Dass CS spontan erfolgt, lässt sich auch daran erkennen, dass es wiederkehrend bei manchen Kindern vorkommt (wie bei Daniel), zum Teil auch mehrmals innerhalb desselben Satzes (vgl. Beispiel 22).

Es gibt jedoch auch Fälle, in denen sich Pausen, Häsitations- und Korrekturmarker vor den anderssprachigen Elementen bemerken lassen. Manche Autoren (darunter Silva-Corvalán 1983; Müller 2015: 11-25) bezeichnen sie, wie bereits erwähnt, mit dem Begriff *Code-shifting*, andere sprechen von *konversationellem Code-switching* als Variante/Untertyp des pragmatisch motivierten (= funktionalen) CS (vgl. Riehl 2014: 101-103 mit der zitierten Literatur). Unabhängig von der Terminologie nennen alle Autoren als verantwortlichen Grund für diese Art von Sprachwechsel den Kompetenzmangel, genauer die lexikalischen und syntaktischen Kompetenzlücken.

Solche nicht sanft erfolgten CS lassen sich im untersuchten Korpus bei den zwei Kindern, die sich länger äußern, Ana und Daniel, feststellen. Häsitationsmarker, die Ausdrucksschwierigkeiten oder Lücken im Wortschatz der Sprecher signalisieren, sind Füllwörter bzw. -ausdrücke wie (*și*) *așa* '(und) so', *un fel de* 'eine Art von', die auch kombiniert auftreten, darüber hinaus *tot așa*, *tot un fel de* 'ebenfalls so, ebenfalls eine Art von', sowie manche Wortwiederholungen, wie *tot* in vorher zitierten Ausdrücken:

⁴⁵ Dt. Übers.: Paul: 'Nein, ich bin in *Athen* geboren. Auch *babas* ist in *Athen* geboren.'

⁴⁶ Dt. Übers.: Daniel: '[...] es war also unmöglich, mit den anderen nicht zu sprechen, denn wir hatten auch *Gruppenarbeit*, machten auch *Wanderung*... und *Freizeit* und wir spielten. [...]. Und wir hatten *Klassensprecherwahl*.'

⁴⁷ Dt. Übers.: Ana: 'Ja. Ich habe nur zwei Freundinnen, *aber*... ich sehe sie nicht sehr oft [...].'

(27) Ana: N-am fost de mult, dar știu, în România la bloc e așa un parc mare unde mă duc cu mama-mare. Și-i așa o *Kirche*, e mică, dar foarte frumos.⁴⁸ (KZ 2020: 107)

(28) Ana: [...] am așa *Lieder* în română de D. și L.⁴⁹ (KZ 2020: 107)

(29) Daniel: Dar mai am cărți așa, dacă știi așa *Gregstagebuch*. E așa un comic roman.⁵⁰ (KZ 2020: 119)

Als Korrekturmarker fungiert die Negationspartikel *nu*, die zeigt, dass der Sprecher (noch) nicht das Wort, wonach er sucht, gefunden hat. Im folgenden Beispiel ist es offensichtlich, dass Daniel Schwierigkeiten hat, sich weiterhin in der Interviewsprache über Geschichten und Figuren in der Diegese zu äußern, was sich an der Häufung von Häsitationsmarkern erkennen lässt. Er versucht dadurch Zeit zu gewinnen, findet in seinem rumänischen Wortschatz keine passenden Ausdrücke und wechselt schließlich ins Deutsche, um seine Gedanken zu Ende zu äußern:

(30) Daniel: Mh, exact, da și tot așa tot un fel de, nu *Märchen*, tot așa cu *Wervolf*, cu *Geister*.⁵¹ Și ['und'] *Gregstagebuch* e ['ist'] *ganz anders, ist auch mit so Zeilen*, și așa ['und so'] *eine besondere Schrift, kann man aber lesen..* (KZ 2020: 119)

Die Pause im folgenden Beispiel weist eher auf eine Erinnerungslücke hin. Das Kind sucht nach dem rum. Wort *noturi*, das ihm nicht einfällt. Die Interviewerin liefert ihm das deutsche Wort *Stimmen*, er bestätigt danach, dass er das meinte, übernimmt das Wort aber nicht, und macht danach spontan vom rum. *noturi* Gebrauch:

(31) Daniel: Și eu am avut doisprezece...[denkt an das Wort]
MZ: *Zwölf Stimmen*?!

⁴⁸ Dt. Übers.: Ana: 'Ich bin seit langen [dorthin] nicht mehr gefahren, aber, weißt du, in Rumänien, wo die Wohnanlage ist, gibt es so einen großen Park, wo ich mit Oma gehe. Und es gibt so eine *Kirche*, sie ist klein, aber sehr schön.'

⁴⁹ Dt. Übers.: Ana: '[...] ich habe so *Lieder* auf Rumänisch von D. und L. [...].'

⁵⁰ Dt. Übers.: Daniel: 'Und ich habe noch Bücher so, wenn du weißt, so *Gregstagebuch*. Es ist so ein komischer Roman.'

⁵¹ Dt. Übers.: Daniel: 'Mhm, genau, ja, und ebenfalls so, ebenfalls eine Art von, nicht Märchen, ebenfalls so mit *Wervolf*, mit *Geister*.'

Daniel: Da, *das Meiste von den Allen*. [...]

MZ: Și ce ți se părea ciudat, că tu ai avut doisprezece și ea câte a avut?

Daniel: Eu am avut doisprezece voturi și ea nouă.⁵² (KZ 2020: 117)

Ein Zeichen der Häsitiation ist manchmal die interrogative Intonation, wodurch das Kind seine Unsicherheit signalisiert. Gefragt, ob sie weiß, wie der Hund auf Rumänisch bellt, antwortet Ana mit *da* 'ja', fügt aber danach, fragend, das deutsche Onomatopoetikum *wau* hinzu:

(32) MZ: Tu știi cum face cățelul în română?⁵³

Ana: Da. *Wau!* (KZ 2020: 105)

Mit Erinnerungslücken konfrontiert sieht sich manchmal Daniel auch im Deutschen, wie es sich aus dem folgenden Kommentar ergibt:

(33) Daniel: Înainte m-a întrebat O. ceva. Trebuia să zic acum eu știu ce: *Zukunft*, viitor, exact.⁵⁴ (KZ 2020: 119)

Wortschatz- und Erinnerungslücken tauchen während eines Gesprächs unter Bilingualen also nicht nur in der Sprache auf, in der die Sprecher eine niedrigere Kompetenz haben bzw. über weniger Wissen verfügen, sondern auch in ihrer starken Sprache. Das lässt sich folglich weniger aus der Perspektive der Sprachkompetenz erklären, sondern vielmehr aus der Perspektive des Sprachgebrauchs, und zwar dadurch, dass un- wie auch balancierte Bilinguale die Sprachen ihres Sprachrepertoires in unterschiedlichen Domänen verwenden (die eine (fast) ausschließlich im privaten Bereich, die andere vor allem in öffentlichen Bereichen) und sich deswegen nur in einer der zwei Sprachen über bestimmte Themen leichter äußern können.

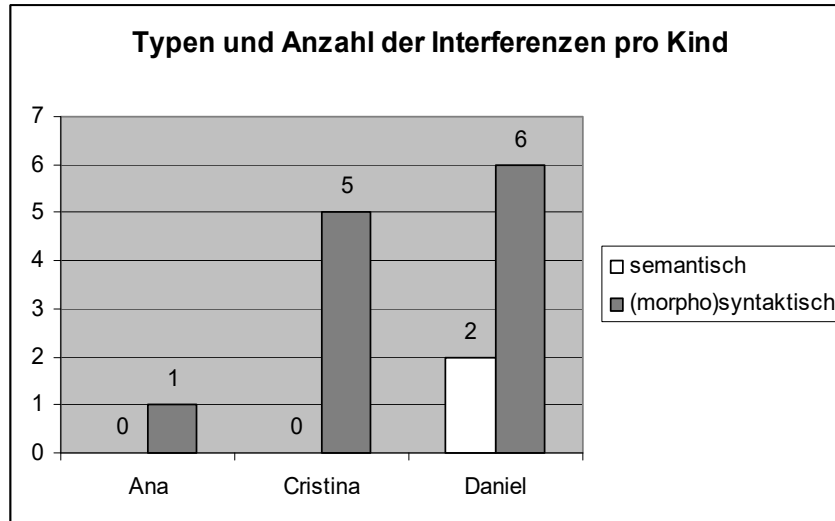
⁵² Dt. Übers.: Daniel: 'Und ich hatte zwölf...' / MZ: 'Zwölf Stimmen?!' / Daniel: 'Ja, das Meiste von den Allen.' / MZ: 'Und was scheint dir dabei seltsam, dass du zwölf und sie, wieviele hat sie gehabt?' / Daniel: 'Ich hatte zwölf Stimmen und sie neun.'

⁵³ Dt. Übers.: MZ: 'Weißt du, wie der Hund auf Rumänisch bellt?'

⁵⁴ Dt. Übers.: Daniel: 'Vorher hat mich O. etwas gefragt. Ich musste sagen, jetzt weiß ich was: [das Wort] *Zukunft*, Zukunft, genau.'

4.2 Interferenzen

Aufgrund der Tatsache, dass die Transkription der Aufnahmen im Korpus nicht phonetisch ist, muss man hier auf eine Analyse der Interferenzen im Bereich der Phonetik verzichten. Die (anderen Typen von) Interferenzen sind selten in diesem Korpus: insgesamt handelt es sich um 14 Interferenzfälle, darunter 12 im Bereich der (Morpho)syntax und zwei im Bereich der Semantik⁵⁵. Sie treten im Interview auf Deutsch mit Cristina in Erscheinung und – in den fünf Interviews auf Rumänisch – in denjenigen mit Daniel und mit Ana. Bei allen drei Kindern zeigen sich (morpho)syntaktische Interferenzen, semantische Interferenzen hingegen nur in Daniels Äußerungen.



Von den 14 Interferenzen sind sechs in den deutschen Äußerungen der drei Kinder belegt und acht in ihren Äußerungen auf Rumänisch.

⁵⁵ Da *wei*-Sätze im Deutschen nicht notwendigerweise eine satzfinale Position des finiten Verbs erfordern, sondern auch „eine Wortstellung wie im Hauptsatz“ erlauben (Jansen 2015: 236), wird die Zweitposition des finalen Verbs in solchen Sätzen nicht als Interferenz betrachtet.

4.2.1 Übernahme von Mustern aus dem Rumänischen ins Deutsche

Eine der morphosyntaktischen Interferenzen betrifft die Nominalkasusflexion: nach der unpersönlichen Konstruktion *es gab* verwendet Daniel die Nominalphrase im Nominativ (*ein Junge*) anstelle des Akkusativs (*einen Jungen*). Die Abweichung von der deutschen Kasusflexion lässt sich einerseits durch den Kasusynchretismus im Rumänischen erklären: das markierende Suffix ist für den Nominativ und den Akkusativ identisch; andererseits dadurch, dass dem unpersönlichen *geben* im Rumänischen ein persönliches Verb, (*a exista*, entspricht, das ein lexikalisches (nominales oder pronominales) Subjekt, obligatorisch im Nominativ, verlangt.

(34) Daniel: *Danach hatte noch jemand, es gab ja ein Junge* și o fată... ['und ein Mädchen'] [...]! (KZ 2020: 117)

Im Bereich der Satzsyntax bestehen die Interferenzen in der Übertragung von grammatischen Regeln wie auch von Wortstellungsmustern aus dem Rumänischen ins Deutsche. Zum ersten Typ gehören das so genannten Pro-Drop-Phänomen und die Ellipse des direkten Objekts. Beide treten jeweils einmal im Interview mit Cristina auf. Im folgenden Beispiel bildet sie den Objektnebensatz nach dem Pro-Drop-Prinzip (das von den zwei Kontaktsprachen allein für das Rumänische charakteristisch ist) ohne das Pronomensubjekt:

(35) MZ: Was Rumänisch und Deutsch betrifft: Welche ist deine
Lieblingssprache?
Cristina: Mh... Ich will nicht sagen, dass Ø Deutsch ist.

Ein transitives Verb erfordert im Deutschen ein direktes Objekt, auch wenn dieses ein Pronomen ist, das auf einen vorangegangenen Satz verweist, wie *es*, *dies*, *das*. Im Rumänischen wird hingegen das als direktes Objekt fungierende Pro-Satz-Pronomen, und zwar das Demonstrativum *aceasta*, auch in der Form *asta*, häufig weggelassen. Diese Regel wird von Cristina ins Deutsche übertragen:

(36) Cristina: Aber ich, ich fühle mich so allein, weil ich kann diese
Sprache nicht sehr gut, aber ich finde Ø eigentlich ganz ok.

Durch den Transfer von Wortstellungsmustern ist die Verbposition im Haupt- wie auch im Nebensatz betroffen. In den folgenden zwei Äußerungen

der elfjährigen Cristina wird im Hauptsatz (im Fall der Infinitive *sprechen* und *nachdenken*) die Verbposition des Rumänischen nachgebildet, wo ein Vollverb im Infinitiv gleich nach oder in der Nähe des Modalverbs steht, und nicht am Satzende, wie im Deutschen:

(37) [MZ: Und wenn die Anderen sprechen verstehst du es?]
Cristina: Ich verstehe ganz gut, aber ich kann nicht so viel **sprechen** auf Rumänisch.

(38) MZ: Was Rumänisch und Deutsch betrifft: Welche ist deine Lieblingssprache?
Cristina: Mh... Ich will nicht sagen, dass Deutsch ist.
MZ: Du darfst sagen, was du denkst.
Cristina Ich muss jetzt **nachdenken** irgendwie, weil Rumänisch, das kenne ich jetzt nicht so viel, weil ich es nicht so oft höre [...]

Ebenfalls im Hauptsatz wird während des Interviews auf Deutsch, allerdings nur einmal, auch die Regel der Zweitstellung des finiten Verbs verletzt. Auch in diesem Fall bildet die Sprecherin die flexible Wortstellung des Rumänischen nach, wobei sie das finite Verb (im letzten, adversativen Satz) an der Drittstelle platziert:

(39) Cristina: Ich muss jetzt nachdenken irgendwie, [...], aber eigentlich ich **kann** nicht so sagen...

4.2.2 Übernahme von Mustern aus dem Deutschen ins Rumänische

Im semantischen Bereich ist die Verwendung des Verbs *a fi* 'sein' zum Ausdruck des Alters anstelle von (*a*) *avea* 'haben' auffällig. Dies geschieht zweimal im Interview mit Daniel:

(40) Daniel: [N]oi aveam una [o colegă] care acum e opt ani. [statt: *Noi avem una care acum are opt ani.*]⁵⁶ (KZ 2020: 117)

⁵⁶ Dt. Übers.: Daniel: 'Wir hatten eine [Mitschülerin], die jetzt acht Jahre alt ist.'

(41) Daniel: Mai țin minte că o dată când eram în clasa.... **eram** șase, șapte ani sau cinci, nu mai țin minte, a venit o dată mamaie la noi și am citit așa în cărți română, dar eu trebuia să citesc!⁵⁷ (KZ 2020: 118)

Die Interferenzen im (morpho)syntaktischen Bereich betreffen die Genus-Numerus-Kongruenz, das Nicht-Pro-Drop-Phänomen und die Wortstellung. Der erste Typ ist einmal im Interview mit Ana belegt. Sie bildet das deutsche Kongruenzmuster zwischen dem adjektivischen Subjektprädikativ und dem Nomen-Subjekt in der folgenden Äußerung auf Rumänisch 1:1 nach: das Subjektprädikativ *frumos* 'schön' wird, wie im Deutschen, unflektiert verwendet, statt in der femininen Form *frumoasă*, und somit wird die Genus-Numerus-Kongruenzregel des Rumänischen (obwohl vorher beim Adjektiv *mică* realisiert) verletzt:

(42) Ana: Și-i așa o *Kirche*, e mică, dar foarte **frumos**.⁵⁸ (KZ 2020: 107)

Die Verwendung des Subjektpronomens in Kontexten, wo es im Rumänischen, als Pro-Drop-Sprache, gar nicht obligatorisch ist, lässt sich in Daniels Kommunikation beobachten:

(43) Daniel: Ia să-ți spun ceva, **eu** când am fost la *Schulbesichtigung* și **eu** am înțeles de la cineva că *..ist auch eine Schwester von einem Mädchen dabei* și **eu** credeam că aia era *die Schwester*.⁵⁹ (KZ 2020: 117)

Dasselbe Kind transferiert auch das Adjektivstellungsmuster aus dem Deutschen, wo das Adjektiv ausschließlich die pränominal Position besetzt, ins Rumänische, wo die unmarkierte Position des Adjektivs die postnominale ist:

⁵⁷ Dt. Übers.: Daniel: 'Ich erinnere mich, dass einmal, als ich in der Klasse... ich war sechs, sieben Jahre oder fünf, ich weiß nicht mehr, ist einmal die Oma zu uns gekommen und ich habe so Bücher auf Rumänisch gelesen, aber ich [selbst] musste lesen.'

⁵⁸ Dt. Übers.: Ana: 'Und es ist [dort] so eine Kirche, sie ist klein, aber schön.'

⁵⁹ Dt. Übers.: Daniel: 'Lass mich dir etwas erzählen, als ich bei der *Schulbesichtigung* dabei war und ich von jemandem verstanden habe, dass *ist euch eine Schwester von einem Mädchen dabei* und ich dachte, dass diese *die Schwester* war.'

(44) Daniel: E așa un **comic** roman. [...] E un **comic** roman așa cu poze...⁶⁰ (KZ 2020: 119)

5. Fazit

Auch wenn die sieben interviewten Kinder eine asymmetrische Sprachentwicklung haben und folglich unbalancierte Bilinguale sind, wie sie sich selbst charakterisieren, zeigen die höhere Frequenz des sanften CS im Vergleich zum nicht sanften CS, die höhere Frequenz des intra-sententialen CS, die seltene Einbettung von deutschen funktionalen Wörtern in rumänische Matrixsätzen und die niedrige Anzahl an Interferenzen, dass sie eine ziemlich hohe Sprachkompetenz im Rumänischen haben. Die noch niedrigere Anzahl an Interferenzen in den deutschen Äußerungen der sechs Kinder, die sich an den Interviews auf Rumänisch beteiligen, und im ganzen Interview auf Deutsch sowie das Fehlen (mit einer Ausnahme) von CS in diesem letzten Interview sind, ihrerseits, klare Hinweise auf eine überlegene Sprachkompetenz im Deutschen.

Die Tatsache, dass CS wiederholt in den Interviews auf Rumänisch auftritt, während es im Interview auf Deutsch fast gänzlich fehlt, bestätigt, was zum Teil bereits in vorherigen Untersuchungen festgestellt wurde:

a) bilinguale Migrantenkinder mischen mehr im Gesprächskontext ihrer jeweiligen Nicht-Landessprache/Umgebungssprache, während sie in der Landessprache nur selten oder überhaupt nicht dazu kommen (vgl. z.B. Hager 2015: 110-112);

b) Kinder mit einer unbalancierten Sprachentwicklung (wie es der Fall aller interviewten rumänischen Migrantenkinder ist) switchen mehr im Gesprächskontext ihrer schwachen Sprache (hier das Rumänische) als im Gesprächskontext ihrer starken Sprache (hier das Deutsche) (vgl. Hager 2015: 111);

c) die Methode der bilingualen Spracherziehung hat keinen signifikanten Einfluss auf die spätere Sprachentwicklung der Kinder und auf die alternierende oder nicht alternierende Verwendung der Sprachen: auf der einen Seite ergibt sich aus der Analyse, dass Kinder, die nach der Methode 1P-1S erzogen wurden (wie z.B. im Fall von Ana), nicht deutlich weniger mischen als Kinder, die einen sukzessiven Zweitspracherwerb erfuhren (der Fall von Daniel); auf der anderen Seite sehen wir, dass Kinder, die nach der Methode 1P-1S erzogen wurden, im Laufe der Jahre eine unbalancierte Sprachentwicklung erfuhren (der Fall von Cristina).

⁶⁰ Dt. Übers.: Daniel: 'Es ist so ein komischer Roman. Es ist ein Roman so mit Fotos.'

d) der spontane Sprachwechsel, insbesondere wenn er innerhalb des Satzes geschieht (wie besonders in den Interviews mit Daniel und Ana), ist nicht Zeichen eines Kompetenzmangels, er signalisiert vielmehr eine hohe Kompetenz der Sprecher in den Sprachen ihres Repertoires an (vgl. Müller 2015: 25; Arnaus 2022: 637, 643).

Bibliographie

Korpus:

KZ 2020 = Zurbău, Mioara 2020. Mehrsprachigkeit rumänischer Alt- und NeumigrantInnen in Augsburg (unter besonderer Berücksichtigung des durch Mehrsprachigkeit entstandenen Sprachverhaltens). (Magisterarbeit an der Ludwig-Maximilians-Universität München), Anhang E: Beispiele aus Interviews mit Altmigrant*innen und deren Kindern, 96-180.

Sekundärliteratur:

- Arnaus, Laia, 2022. „Codes und Code-Switching“, in: Klabunde, Ralf/Mihatsch, Wiltrud/Dipper, Stefanie, Hgg. Linguistik im Sprachvergleich: Germanistik – Romanistik – Anglistik. Berlin/Heidelberg: Metzler, 635-648.
- Hager, Malin, 2015. „Bedingende Faktoren für das Code-Switching am Beispiel einer Querschnittstudie“, in: Müller, Natascha et al. Code-Switching: Spanisch, Italienisch, Französisch. Eine Einführung. Tübingen: Narr Francke Attempto, 97-113.
- Jansen, Veronika, 2015. „Code-switching und funktionale Kategorien“, in: Müller, Natascha et al. Code-Switching: Spanisch, Italienisch, Französisch. Eine Einführung. Tübingen: Narr Francke Attempto, 206-251.
- Kabathek, Johannes, 1996. Die Sprecher als Linguisten. Interferenz- und Sprachwandelphänomene dargestellt am Galicischen der Gegenwart. Tübingen: Niemeyer.
- Lüdi, Georges, 1996. „Mehrsprachigkeit“, in: Goebel, Hans/Nelde, Peter H./Starý, Zdeněk/Wölck, Wolfgang, Hrsg. Kontaktlinguistik/Contact Linguistics/Linguistique de contact. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung. Berlin/New York: de Gruyter, 233-245.
- Lüdi, Georges, 2001. „Mehrsprachigkeit und Interferenzen“, in: Holtus, Günter/Metzeltin, Michael/Schmitt, Christian, Hrsg. Lexikon der Romanistischen Linguistik (LRL), Band I,2. Tübingen: Niemeyer, 423-435.

- Merlan, Aurelia, 2020. „Migrație și plurilingvism: români în Bavaria“, in: Ichim, Ofelia (coord.)/Bursuc, Alina-Mihaela/Clim, Marius-Radu/Ichim, Ofelia/Olariu, Veronica/Prisacaru, Ana-Maria/Repciuc, Ioana, editori. *România în spațiul euroatlantic: interferențe culturale și lingvistice*. București: Editura Tracus Arte, 187-210.
- Merlan, Aurelia, 2021. „Rumänisch im deutschen Migrationskontext“, in: *Romanistisches Jahrbuch*, herausgegeben von Andreas Dufter, Folke Gernert, Daniel Jacob, David Nelting, Christian Schmitt, Maria Selig, Susanne Zepp. Berlin [u.a.]: de Gruyter, 63-117.
- Müller, Natascha et al., 2015. *Code-Switching: Spanisch, Italienisch, Französisch. Eine Einführung*. Tübingen: Narr Francke Attempto.
- Muysken, Pieter, 2000. *Bilingual Speech: A Typology of Code-Mixing*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Patuto, Marisa, 2015. „Code-switching und Sprachdominanz“, in: Müller, Natascha et al. *Code-Switching: Spanisch, Italienisch, Französisch. Eine Einführung*. Tübingen: Narr Francke Attempto, 45-74.
- Riehl, Claudia Maria, 2004. *Sprachkontaktforschung. Eine Einführung*. Tübingen: Narr.
- Riehl, Claudia Maria, 2014. *Mehrsprachigkeit. Eine Einführung*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Riehl, Claudia Maria, 2018. *Sprachkontaktforschung*. Tübingen: Narr.
- Silva-Corvalán, Carmen, 1983. „Code-shifting patterns in Chicano Spanish“, in: Elías-Olivares, Lucía, Hrsg. *Spanish in the U.S. Setting. Beyond the Southwest*. Rosslyn: VA: National Clearing House for Bilingual Education, 69-86.
- Weinreich, Uriel, 1976. *Sprachen in Kontakt. Ergebnisse und Probleme der Zweisprachigkeitsforschung*. Mit einem Nachwort von A. de Vincenz. München: Beck.

Hybride Sprachformen im Cone Sul / Cono Sur: Talian, Wolgadeutsch und Pomerano

Joachim BORN, Gießen/Mannheim, Anna LADILOVA, Gießen,
Katharina MÜLLER, Gießen/Frankfurt

1. Einleitung

Hybride Sprachformen entstehen in der Regel dann, wenn eine autochthone (oder endoglossische) und eine allochthone (exoglossische) Bevölkerungsgruppe (in Paraguay *Guarañol* / *Jopará*, auf den Färöern *Gotudansk*) oder an Sprach„grenzen“ unterschiedliche Idiome aufeinandertreffen (in der Iberoromania *Portuñol* / *Portunhol*, an der Grenze zwischen Nord- und Westgermania *Sydslesvigdansk*). Darüber hinaus kann es bei kulturell-hegemonial definierten Kulturadstraten (etwa *Français*, *Denglisch*, in diatopisch klarer evidentem *Spanglish*) zu solchen Kontaktphänomenen kommen.

Die Konstrukte, die in dieser Betrachtung beobachtet und beschrieben werden, fokussieren Situationen, in denen sekundäre („allochthone“) auf primäre („autochthone“) Migrationssprachen treffen.¹

Wir wollen Sprachkontakte zwischen europäisch basierten Ausdrucksformen beschreiben, die über die gesamte Historie der kolonialen Besiedlung entstanden sind. Dass wir uns dabei nicht mit Hybridsprachen mit amerindischen Partnern beschäftigen, liegt natürlich nicht an einer Minderschätzung dieser Varietäten, sondern der Beschränkung auf Sprachen, die wir als Autor*innen beherrschen. Die hier betrachteten Varietäten, die teilweise in der Diaspora eine Koiné ausgebildet haben, sind das Vêneto / Talian im Süden und Südosten Brasiliens (v.a. Rio Grande do Sul, Santa Catarina, Paraná, Espírito Santo), das Wolgadeutsche (v.a. in den argentinischen Provinzen La Pampa, Misiones,

¹ Da es auch *wirklich* autochthone Sprachen in diesen Gebieten gibt / gab, wurde an anderer Stelle darauf verwiesen, dass die Dichotomie obsolet ist und eine Erweiterung um *endemische* Sprachen vorgeschlagen (vgl. u.a. Born 2012), um präziser soziolinguistische Gegebenheiten beschreiben zu können und um nicht zuletzt methodisch-typologisch erweiterte Apparate konstruieren zu können (etwa Unterschiede zwischen *guarañol* und *portunhol*).

Entre Ríos und Buenos Aires), das *Pomerano* / Pommersche (in den brasilianischen Bundesstaaten Espírito Santo und Rio Grande Sul²) sowie das Hunsrückische (v.a. in den brasilianischen Südstaaten³). Letzteres behandeln wir in diesem Beitrag nur am Rande, da hierfür im deutschsprachigen Raum eine seit Jahren gewachsene, beträchtliche Literatur vorliegt.

Der *Cone Sul* / *Cono Sur* besteht aus den Ländern, die den Südkegel (port. *cone sul*, span. *cono sur*) des südamerikanischen Subkontinents bilden: Wie in Abbildung 1 gezeigt, umfasst er in einer engeren Definition die Staaten Argentinien, Chile und Uruguay, in einer weiteren Definition auch Paraguay sowie einige Bundesstaaten Brasiliens (Rio Grande do Sul, Santa Catarina, Paraná, São Paulo)⁴.



Abbildung 1: Der Cone Sul / Cono Sur⁵

² Autoethnonym *os Pommer*.

³ Aus Bundesstaaten wie Rondônia (Sekundär-, z.T. auch Tertiärwanderung) und Espírito Santo haben wir keine Daten untersucht.

⁴ Aber nicht Espírito Santo, das nördlich des Bundesstaats Rio de Janeiro liegt und seinerseits im Norden an Bahia grenzt. Gleichwohl ist Espírito Santo in diesem Artikel aufgrund seiner Verbundenheit mit den anderen hier behandelten Regionen aufgenommen worden.

⁵ Quelle: de.wikipedia.org/wiki/Südkegel [27.04.2023].

2. Migration aus deutsch- und italienischsprachigen Gebieten in den Cone Sul / Cono Sur

Die hunsrückische Einwanderung in Brasilien begann 1824 und ging vor allem in die Bundesstaaten Rio Grande do Sul, Santa Catarina, Espírito Santo und Mato Grosso (vgl. Altenhofen/Morello 2018: 120). Die pommersche Einwanderung in den brasilianischen Bundesstaat Espírito Santo begann 1859 und erlebte 1872/73 ihren Höhepunkt (vgl. Savedra/Rosenberg 2019: 34). Sie erstreckte sich insbesondere in die *municípios* um Domingos Martins. Eine weitere große Gruppe von Pommer*innen siedelte sich ab 1858 im Süden von Rio Grande do Sul (v.a. Pelotas, São Lourenço do Sul und Canguçu) und ab 1861 in Pomerode im Bundesstaat Santa Catarina an (vgl. Limberger et al. 2021).

Die italienische Masseneinwanderung nach Brasilien begann 1874/75, also etwa 50 Jahre später als die deutsche Einwanderung, und ging zunächst nach Rio Grande do Sul und Espírito Santo, später auch nach Santa Catarina und Paraná. Die meisten italienischen Migrant*innen, die nach Südbrasilien kamen, waren aus Norditalien, insbesondere aus dem Veneto (54% in Rio Grande do Sul, 40% in Espírito Santo), der Lombardei (33% in Rio Grande do Sul, 20% in Espírito Santo) und dem Trentino (7% in Rio Grande do Sul, 13,3% in Espírito Santo) (vgl. Frosi/Mioranza 2009: 47; Franceschetto 2014: 109). Durch die sprachlich-dialektale Nivellierung der verschiedenen norditalienischen Varietäten entwickelte sich eine venetische Koiné, die *veneto brasileiro*, *veneto sul-riograndense* oder *Talian* genannt wurde und die zunächst in einer Diglossie mit dem Standarditalienischen und später mit dem brasilianischen Portugiesisch stand (vgl. Pinheiro 2014: 111). In einigen Gemeinden gab/gibt es auch eine Triglossie zwischen dem Talian, dem Portugiesischen und weiteren Einwanderungssprachen (vgl. Born 1998: 211). Obwohl seit der Einhundertjahrfeier der italienischen Einwanderung 1975 das Interesse an der Sprache gestiegen ist, besteht eine Tendenz zur passiven Mehrsprachigkeit und zum Sprachverlust bei der jüngeren Generation auch auf dem Land (vgl. Pozenato et al. 2010: 21ff.).

Die Einwanderung der Wolgadeutschen nach Argentinien begann 1874 – also zeitgleich mit der italienischen Einwanderung nach Brasilien. Doch die Migrationsgeschichte der Wolgadeutschen geht bereits auf 1763 zurück, als Menschen aus deutschsprachigen Ländern nach Russland emigriert waren und an der Wolga auf Einladung der Zarin Katharina der Großen, die entvölkerten Gebiete besiedeln wollte, über 100 Kolonien gründeten. Durch intralinguale Konvergenz entstanden dort einheitliche Dorfvarietäten, die jedoch nie zu einer überregionalen Koiné führten (vgl. Rosenberg 2003: 281). In Argentinien

ließen sich die Wolgadeutschen v.a. in abgelegenen Kolonien in den Provinzen Entre Ríos, Buenos Aires und La Pampa nieder. Erst ab Mitte des 20. Jahrhunderts kam es zu einem verstärkten Kontakt mit der argentinischen Gesellschaft und damit zur Verwendung des Spanischen. Das führte anfangs zu einer Diglossie, mit dem Spanischen als *high variety* und dem Wolgadeutschen als *low variety*. Mit der Zeit wurde das Wolgadeutsche jedoch stigmatisiert und immer mehr auf private Domänen zurückgedrängt (vgl. Hipperdinger 2005: 33; Schmidt 1997: 153). Zugleich ist seit der Hundertjahrfeier der Ankunft der Wolgadeutschen in Argentinien (1978) ein *ethnic revival* innerhalb der wolgadeutschen Gemeinschaften in Argentinien zu verzeichnen, das mit einem Wunsch auf Erhalt der eigenen Kultur und Sprache einhergeht (vgl. Ladilova 2013: 142).

3. Sprachpolitik

Die Verfassungen Argentiniens und Brasiliens regeln (oder regeln eher nicht...) das sprachliche Selbstverhältnis der jeweiligen Staaten, ohne damit zwangsläufig die sprachliche Realität näher ins Auge zu fassen. Wie in konstitutionellen Werken üblich herrscht eine gewisse Vagheit vor, Näheres regeln meist Durchführungsbestimmungen oder regionale Gesetzgebungen. Es sei deshalb an dieser Stelle nur kurz auf die jeweiligen Paragraphen eingegangen, die sich explizit mit (sprachlichen) Minoritäten befassen – allochthone Sprachen finden weder in Argentinien noch in Brasilien eine Erwähnung.

Argentiniens Verfassung in ihrer letzten Version vom 22. August 1994⁶ legt in Artikel 75, Paragraph 17 – eher als Zielvorgabe – fest:

Reconocer la preexistencia étnica y cultural de los pueblos indígenas argentinos. Garantizar el respeto a su identidad y el derecho a una educación bilingüe e intercultural; reconocer la personería jurídica de sus comunidades, y la posesión y propiedad comunitarias de las tierras que tradicionalmente ocupan; y regular la entrega de otras aptas y suficientes para el desarrollo humano; ninguna de ellas será enajenable, transmisible ni susceptible de gravámenes o embargos. Asegurar su participación en la gestión referida a sus recursos naturales y a los demás intereses que los afecten. Las provincias pueden ejercer concurrentemente estas atribuciones.

⁶ Datum der Verabschiedung, endgültig in Kraft getreten durch Publikation am 3. Januar 1995.

[<https://www.argentina.gob.ar/normativa/nacional/ley-24430-804/texto>, 24.04.2022]

Brasiliens letzte verabschiedete Verfassung datiert aus dem Jahre 1988.⁷ Bei der Bestimmung der Staatssprache ist sie sehr rigide und eindeutig. In Artikel 13 wird lapidar festgehalten: „A língua portuguesa é o idioma oficial da República Federativa do Brasil.“ Aber in Artikel 210, § 2 werden den autochthonen Bewohnern des Landes insofern Zugeständnisse gemacht, als im Erziehungswesen in der Grundstufe die indigenen Idiome Verwendung finden dürfen:

O ensino fundamental regular será ministrado em língua portuguesa, assegurada às comunidades indígenas também a utilização de suas línguas maternas e processos próprios de aprendizagem.

Und Artikel 231 geht sogar noch ein wenig weiter, in dem er den Indios kulturhistorische, sprachliche und religiöse Privilegien einräumt:

São reconhecidos aos índios sua organização social, costumes, línguas, crenças e tradições, e os direitos originários sobre as terras que tradicionalmente ocupam, competindo à União demarcá-las, proteger e fazer respeitar todos os seus bens.⁸

[https://www.planalto.gov.br/ccivil_03/constituicao/constituicao.htm, 24.04.2022]

Eine relativ neue sprachpolitische Maßnahme zum Schutz der Minderheitensprachen in Brasilien ist deren Kooffizialisierung auf kommunaler Ebene. Bereits im Jahr 2002 wurden die indigenen Sprachen Tukano, Beniwa und Nheengatu in der Gemeinde São Gabriel da Cachoeira im Amazonasgebiet als kooffiziell anerkannt. Die erste Einwanderungssprache, die einen kooffiziellen Status erhielt, war das Pommersche in Espírito Santo (2007 in Pancas, 2008 in Laranja da Terra, 2009 in Santa Maria de Jetibá und Vila Pavão, 2011 in Domingos Martins, 2013 im Distrikt Mata Fria von Afonso Cláudio, 2016 in Itarana),

⁷ Die zahlreichen Adaptationen haben in den sprachlich relevanten Passus keine Änderungen erbracht.

⁸ Diesen Artikel erläutern sieben Paragraphen, die jedoch nicht auf die Sprachenrechte rekurrieren.

2009 folgten das Talian in Serafina Corrêa (Rio Grande do Sul), 2010 das Hunsrückische in Antônio Carlos (Santa Catarina) und ab 2011 das Pommersche in Canguçu und São Lourenço do Sul (beide Rio Grande do Sul) sowie 2017 in Pomerode (Santa Catarina). Heute gibt es in Brasilien insgesamt 22 kooffizielle Sprachen in 51 Gemeinden, davon befinden sich 13 indigene Sprachen vor allem im Norden und Westen des Landes, während die neun Einwanderungssprachen vor allem im Süden und Südosten, insbesondere in den Bundesstaaten Rio Grande do Sul, Santa Catarina, Paraná und Espírito Santo vertreten sind (vgl. IPOL 2022). Darunter sind zwei romanische Sprachen, Talian und Trentinisch, und vier germanische Sprachen, neben dem Pommerschen und Hunsrückischen das Hochdeutsche und Plattdütsch / Sapato de Pau (Westfälisch). Das Pommersche ist inzwischen in acht Gemeinden kooffizielle Sprache, das Hunsrückische in 3 Gemeinden und das Talian in 18 Gemeinden (IPOL 2022).

Eine weitere sprachpolitische Maßnahme für die Einwanderungssprachen war zunächst die Anerkennung des Talian als Kulturerbe auf föderaler Ebene in den Bundesstaaten Rio Grande do Sul und Santa Catarina 2009⁹. Auch das Hunsrückische wurde 2012 in Rio Grande do Sul und 2016 in Santa Catarina als Kulturerbe anerkannt¹⁰, und das Pommersche wurde 2020 in seiner geschriebenen und gesprochenen Form zu einer „Sprache von relevantem kulturellen Interesse in Rio Grande do Sul“ erklärt.¹¹ Bereits 2010 wurde das Talian außerdem als eine der ersten Sprachen für das nationale Inventar der sprachlichen Vielfalt (*Inventário Nacional da Diversidade Linguística = INDL*) inventarisiert (vgl. Pozenato et al. 2010). Das Inventar des Hunsrückischen folgte 2018 (vgl. Altenhofen/Morello 2018), und die Inventarisierung des Pommerschen steht kurz vor dem Abschluss¹². Das Talian wurde darüber hinaus 2014 sogar als erste und bisher einzige Einwanderungssprache auf Bundesebene durch das

⁹ In Rio Grande do Sul mit dem Gesetz 13.178 vom 10.06.2009 (<http://www.al.rs.gov.br/filerepository/repLegis/arquivos/13.178.pdf>, 19.03.2022) und in Santa Catarina mit dem Gesetz 14.951 vom 11.11.2009 (<http://server03.pge.sc.gov.br/Legislacao-Estadual/2009/014951-011-0-2009-001.htm>, 19.03.2023).

¹⁰ In Rio Grande do Sul mit dem Gesetz 14.069 vom 23.07.2012 (<https://www.al.rs.gov.br/filerepository/repLegis/arquivos/14.146.pdf>, 20.03.2023) und in Santa Catarina mit dem Gesetz 16.987 vom 03.08.2016 (http://leis.alesc.sc.gov.br/html/2016/16987_2016_lei.html, 20.03.2023).

¹¹ Gesetz 15.459 vom 26.03.2020 (http://www.al.rs.gov.br/legis/M010/M0100018.asp?Hid_IdNorma=66200&Texto=&Origem=1, 19.03.2023): „Ficam reconhecidas como de relevante interesse cultural do Estado do Rio Grande do Sul a Cultura e a Língua Pomerana, falada e escrita.“

¹² <http://ipol.org.br/?s=invent%C3%A1rio+pomerano> [15.03.2023].

Instituto do Patrimônio Histórico e Artístico Nacional (IPHAN) als brasilianisches Kulturgut (*Referência Cultural Brasileira*) anerkannt.¹³

4. Hybride Sprachformen

Der Begriff des ‚Hybriden‘ entstand aus dem lateinischen *hybrida* ‚Bastard, Mischling‘, das wiederum (vermutlich) vom griechischen ὑβρις ‚Hochmut‘, aber auch ‚Frevel‘ abgeleitet ist, und wurde zunächst in der Biologie verwendet (s. u.a. Kluge 1989: 322f., DWDS). Bereits 1862 findet sich im *Oxford English Dictionary* jedoch auch folgende sprachbezogene Definition: „a composite word formed of elements belonging to different languages“ (vgl. Young 1995). Diese Definition wird heute noch in der Lexikologie verwendet, beinhaltet jedoch ein puristisches Verständnis von Sprachen als abgeschlossenen Systemen. In der Soziolinguistik wird Hybridität im weiteren Sinn als durch Sprachkontakte bedingte Mischungsprozesse verwendet, wobei auch der sprachliche und kulturelle Kontext von Bedeutung ist. Gugenberger (2011: 31) unterscheidet abhängig von der Kontaktsituation drei Arten von hybriden Varietäten, die zum einen aus dem Kontakt mit autochthonen Minderheitensprachen, zum anderen durch migrationsbedingten Sprachkontakt und schließlich durch Grenzkontakte entstehen. Hybride Varietäten können mit der Zeit zur alltäglichen Sprachwahl werden: „Auf einer neuen Zeitstufe werden dann von den Akteuren die Kulturen, deren Hybridität sich in einer historischen Entwicklung habitualisiert hat, nicht mehr als hybrid, sondern als eigenständige und wieder ‚reine‘ Formen wahrgenommen“ (Gugenberger 2011: 20). Trotzdem spiegeln hybride Sprachformen die ebensolchen Identitäten der Sprechenden: „Hybrides Sprechen ist Ausdruck einer hybriden Identität von Migranten, die sich in einem ‚dritten Raum‘, einer ‚Zwischenwelt‘ bewegen, in der mehrere Zugehörigkeiten gleichzeitig, also ein ‚Sowohl-als-auch‘, möglich sind“ (Gugenberger 2004: 149). Im Folgenden beschäftigen wir uns mit hybriden Varietäten, die durch migrationsbedingten Sprachkontakt entstanden sind. Ein wichtiges Hybridisierungsverfahren stellt das Code-Switching und Code-Mixing dar. Dabei stehen die mehrsprachigen Sprecher*innen im Mittelpunkt: „Durch Hybridisierung als kreatives Verfahren positionieren sich die SprecherInnen immer wieder neu und unterschiedlich in sprachlich-sozialen Räumen und gestalten diese mit“ (Gugenberger 2011: 23).

¹³ <http://portal.iphan.gov.br/uploads/ckfinder/arquivos/T%C3%ADtulo%20INDL%20%20Talian.pdf> [19.03.2023].

4.1 Talian

Das Talian ist durch den migrationsbedingten Sprachkontakt zwischen verschiedenen norditalienischen, hauptsächlich venetischen Varietäten und dem brasilianischen Portugiesisch und somit durch verschiedene Hybridisierungsprozesse entstanden. Dabei wurden insbesondere lexikalische Elemente aus dem Portugiesischen übernommen und an die venetische Phonetik und Morpho-Syntax angepasst. Laut Faggion (2012: 10) gibt es portugiesisch-brasilianische Entlehnungen im Talian vor allem für kulturspezifische Wörter aus den Bereichen Essen und Trinken, Kleidung, Natur, Berufe, Haushalt und Neologismen. Meo Zilio (2001: 166) sieht dabei eine Verbindung zwischen einer sprachlichen und einer soziokulturellen Hybridisierung. In seiner Analyse des zuerst 1924/25 in Episoden in der Zeitung *Staffetta Riograndense* veröffentlichten und wohl bekanntesten Romans auf Talian, *Vita e stória de Nanetto Pipetta*, auf dem auch das Wörterbuch von Stawinski (1995) basiert, hebt er portugiesische Entlehnungen hervor, die mit der neuen brasilianischen Lebenswelt der italienischen Einwander*innen zu tun haben und für die es kein Äquivalent im Venetischen gibt, so z.B. *capoera* (port. *capoeira* ‚gerodetes Land‘), *rossa* (‚gerodetes Ackerland‘), *mat(t)io* (‚Primärwald‘), *milio/mílio* (port. *milho* ‚Mais‘ vs. it. *miglio*, ven. *méjo* ‚Hirse‘), *simaròn* (port. *chimarrão* ‚Matete‘), die phonetisch/graphisch an das Venetische angepasst sind. Hybride Sprachformen zeigen sich insbesondere in Bedeutungsentlehnungen bei gleich- oder ähnlich lautenden Wörtern, z.B. *bodega* für ‚Wirtschaft‘ (vs. ven. *botega* ‚Geschäft, Werkstatt‘), *trupa* für eine ‚Gruppe von Wildtieren‘ und *tropa* für ‚Viehherde‘ (port. *tropa* ‚Herde‘ vs. ven. *trupa* ‚Soldatentruppe‘) oder ‚pignoni‘ (port. *pinhões*) für die essbaren Samen der Araukarie (im Gegensatz zu it. *pinoli*, ven. *pignoi* ‚Pinienkerne‘) sowie in wörtlichen Übersetzungen von Phraseologismen wie ‚che speranza!‘ für port. *que esperança!* (‚nicht im Traum‘, vgl. Rocha/Rocha 2011: 373) (vgl. Meo Zilio 2001: 166 ff.; Müller 2022: 133 ff.). Daneben gibt es hybride Wortbildungen wie bei ‚comprimenti‘ (ven. *complimenti* ‚Komplimente, Umstände‘, port. *cumprimentos* ‚Komplimente, Grüße‘) und ‚rudori‘ (ven. *rumori*, port. *ruidos*) (vgl. Meo Zilio 2001: 168).

Durch die Anerkennung des Talian als kooffizielle Sprache auf Gemeindeebene und als brasilianisches Kulturgut findet es sich heute auch in schriftlicher Form in öffentlichen Raum, zum Beispiel auf mehrsprachigen Straßenschildern, die 2015 in der Stadt Serafina Corrêa aufgestellt wurden, in der das Talian 2009 erstmalig einen kooffiziellen Status erhielt. Beim Verkehrshinweis auf dem 2. Schild in Abbildung 2, ‚Bisogna rispetto ntel trànsito‘, lässt sich der Einfluss des Portugiesischen zunächst durch die Entlehnung bei ‚trànsito‘ (port. *trânsito*, ven. *tráfego*) erkennen, was auch im Wörterbuch des Talian von

Luzzatto (2010: 752) als Synonym zu *tràfego* belegt ist. Möglicherweise handelt es sich hier um eine Disambiguierung, da ven. *tràfego* neben ‚Verkehr‘ auch ‚Handel‘ bedeuten kann (vgl. port. *tráfego*). Aber auch die Verwendung des Verbs „bisogna“ mit Substantiv, obwohl dieses im Italienischen/Venetischen ein Verb im Infinitiv nach sich zieht, ist möglicherweise durch das portugiesische Verb „precisa“ bedingt, das sowohl mit Substantiv als auch mit Verb kombiniert werden kann. Der Einfluss des Portugiesischen auf das Talian zeigt sich hier also nicht nur auf der lexikalischen, sondern auch auf der morphosyntaktischen Ebene.



Abbildung 2: Mehrsprachige Ortsschilder auf Talian und Portugiesisch in Serafina Corrêa¹⁴

¹⁴ <https://www.brasitalian.com/2015/10/perimetro-urbano-de-serafina-correa-e.html> [27.04.2023].

4.2 Wolgadeutsch

Trotz der Dialektmischungen in wolgadeutschen Kolonien in Russland konnte bei der nachträglichen Erforschung nach dem Ersten Weltkrieg (vor allem durch Georg Dinges) festgestellt werden, dass sich Merkmale der westmitteldeutschen und insbesondere der rheinfränkischen Mundarten durchgesetzt hatten (vgl. Wiesinger 1983). Diese wurden durch die Wolgadeutschen in Russland und Deutschland (vgl. Berend 1998: 23) und auch in Argentinien (vgl. Schmidt 1997; Hipperding 2005; Jungblut/Prost Ruppel 2009) weitergetragen. In Russland kamen vor allem Entlehnungen auf lexikalischer Ebene hinzu, von denen einige auch die 150 Jahre in Argentinien als Teil des Wolgadeutschen überdauert haben. Jedoch werden diese teilweise nicht als Slawismen erkannt, sondern für deutsche Begriffe gehalten, da sie schon fester Bestandteil des Wolgadeutschen geworden sind z.B. *Kamare* („Mücke“), *Knut* („Peitsche“), *Pirok* („Teigtasche“), *Warenik* („Maultasche“), *Nuschnik* („Toilette im Hof“) (Ladilova 2013: 178). Manche dieser Wörter werden auch in Komposita mit deutschen Determinanten verwendet, z.B. *Krautpirok* oder *Käsewarenik*. Diese und weitere Begriffe des Wolgadeutschen sind durch die wolgadeutsche Gastronomie auch außerhalb dieser Gemeinschaften bekannt. So ist auf dem folgenden Bild das Produkt einer wolgadeutschen Käserei zu sehen, das mit spanischen und deutschen Bezeichnungen versehen ist: *Tierra Fría* bzw. *Kaltes Land*, wobei die deutsche Bezeichnung in Anführungszeichen und in Frakturschrift vorkommt, um auch graphisch die ethnische Zugehörigkeit und Authentizität hervorzuheben.



Abbildung 3: Produkt einer wolgadeutschen Käserei (Quelle: eigenes Bild von Anna Ladilova)

Durch den verstärkten Kontakt mit dem Spanischen kam es zu zahlreichen Transferenzen zwischen dem Wolgadeutschen und Spanischen. Die Studie von Ladilova (2013: 165ff.) verdeutlicht, dass bei den lexikalischen Entlehnungen die Transferenzen aus dem Spanischen im Wolgadeutschen (472 Tokens) deutlich die Transferenzen in die umgekehrte Richtung (lediglich 46 Tokens) überwiegen. Bei den Letzteren handelt es sich um Bezeichnungen von Elementen wolgadeutscher Kultur wie bestimmte Essens- oder Ortsnamen. Diese sind formal nicht an die Nehmersprache angepasst, genauso wie die Mehrzahl (89,2%) der wolgadeutschen Entlehnungen im Spanischen. Lediglich die spanischen Verben sind häufiger an das Wolgadeutsche angepasst, z.B. *opriere lasse, defendiere, ministriert; aprovechiert; comportiere; cumpliere; entendiere*.¹⁵ Während lediglich die beiden älteren Generationen (>55 und 25-55) spanische Entlehnungen im Wolgadeutschen verwenden (was mit der Tatsache zu tun hat, dass die jüngste Generation meist kein Wolgadeutsche mehr spricht), und zwar etwa gleich oft, verwenden alle drei Generationen wolgadeutsche Entlehnungen im Spanischen, und zwar in negativer Korrelation zum Alter: die Älteren verwenden also mehr Entlehnungen aus dem Wolgadeutschen. Trotz der zahlreichen Transferenzen auf lexikalischer Ebene kann das Wolgadeutsche nicht als eine Mischsprache bezeichnet werden, da sich kaum Transferenzen auf lautlicher und morphosyntaktischer Ebene feststellen lassen. Statt zu weiteren Transferenzen wird es eher zu einem Sprachwechsel kommen (vgl. Schmidt 1997: 155). Das verdeutlicht auch die höhere Tendenz zum Code-Switching vom Wolgadeutschen ins Spanische als umgekehrt (vgl. Hipperdinger 2005: 46; Ladilova 2013: 179).

Auch wenn es keine offizielle Anerkennung des Wolgadeutschen in Argentinien gibt, wurde ein Wörterbuch herausgegeben (vgl. Jungblut/Prost Ruppel 2009).

¹⁵ Vgl. hierzu auch ähnliche Verbalisierungsprozesse im Hunsrückischen Rio Grande do Suls wie *aposentierte Schwester, namorieren, resolvieren* etc. (Born 1997: 332)

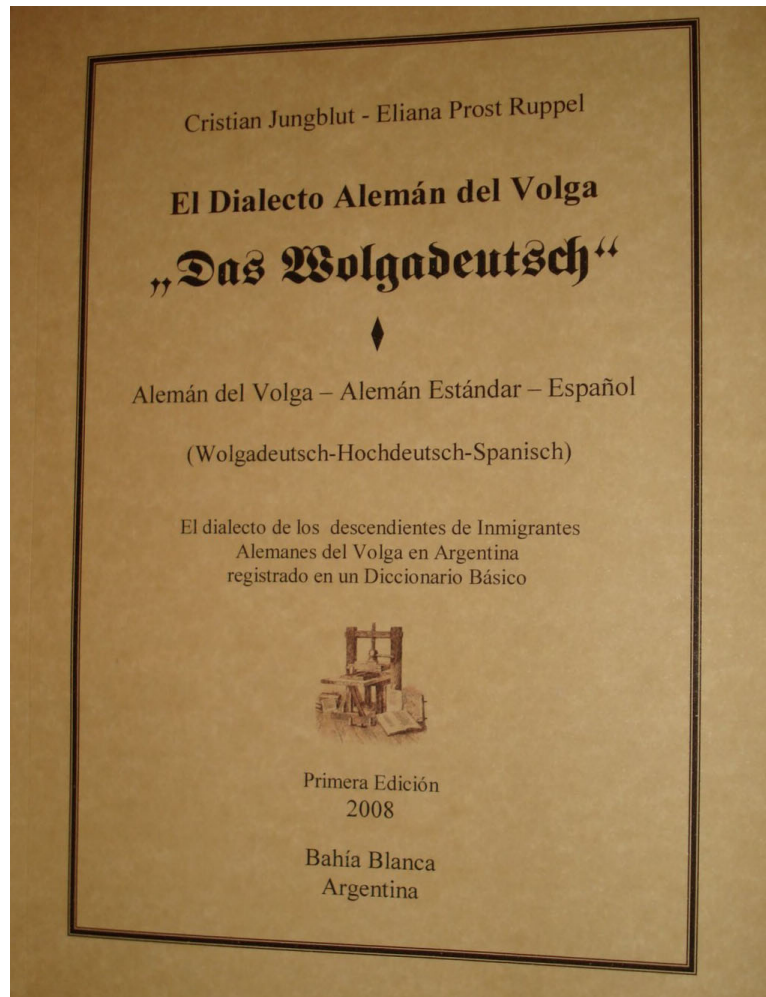


Abbildung 4: Wörterbuch des Wolgadeutschen¹⁶

In diesem werden in einem ersten Teil die Entstehung und Diversität des Wolgadeutschen sowie die verwendeten Schriftkonventionen dargestellt, bevor

¹⁶ Quelle: <http://dicionarioalemandelvolga.blogspot.com/2009/03/portada-del-diccionario-das.html> [27.04.23].

im zweiten Teil ein wolgadeutsch-standarddeutsch-spanisches und ein spanisch-standarddeutsch-wolgadeutsches Wörterbuch folgen. Die Autor*innen hatten vor, eine zweite Ausgabe des Wörterbuchs herauszugeben sowie – mit Unterstützung von Expert*innen aus Argentinien, Deutschland und den USA – eine einheitlichen Orthografie des Wolgadeutschen zu entwickeln. Bisher ist auf diesem Gebiet jedoch nichts passiert, ganz im Gegensatz zu derartigen Bestrebungen im Brasilien.

4.3 Pomerano

Für das Pommersche wurde 2006 das Wörterbuch *Pomerisch-Portugiesisch Wöörbauk – Dicionário Enciclopédico Pomerano-Português* von Ismael Tressmann veröffentlicht, das ebenfalls eine Vereinheitlichung der Orthographie anstrebt. Dabei versuchte er in Espírito Santo existierende Varianten zugunsten der am häufigsten verbreiteten Formen anzugleichen (vgl. Savedra/Rosenberg 2019: 38). In der 2. Auflage seines Wörterbuchs von 2014 verwendet Tressmann eine überarbeitete Rechtschreibung. 2019 veröffentlichte Aloi Schneider zudem ein Schulwörterbuch mit einer aktualisierten Orthographie.

Lange Zeit lebte die pommersche Bevölkerung, die eine niederdeutsche Varietät spricht, weitgehend isoliert von der portugiesischsprachigen Bevölkerung und bewahrte so ihre Traditionen und die mitgebrachte Sprache, auch begünstigt durch Endogamie und den religiösen Abstand, da ihre protestantische Religion keinen durch Gottesdienste nötigen Sprachkontakt erforderlich machte.¹⁷ Allerdings gab es schon früh Kontakte zu Hunsrücker*innen und „Italiener*innen“, die sich in Santa Isabel (heute Teil des *município* Domingos Martins) niedergelassen hatten.

Der Sprachkontakt zum Portugiesischen brachte mit der Zeit zahlreiche Hybride hervor: Die für die Pommern in der alten Heimat eher unbedeutende Kulturpflanze Mais wurde aus portugiesisch *milho* transferiert in der Form *mijlcha* [m:ɫçɐ], das in zahlreichen Komposita vorkommt wie etwa *mijlchakop* ‚Maiskolben‘, *mijlchafreeter* ‚Gürteltier‘, *mijlchatuker gnorimopsar chopi* ‚Palmesträuling‘ oder *mijlchabroud* ‚Maisbrot‘ (cf. Tressmann 2006: 317ff.)¹⁸. Eine weitere subtropische Frucht, die Banane, diente zur Herstellung etwa von *bananakuchen* und *bananabroud* (Pl. *bananabröör*) (cf. Tressmann 2006: 36). Letzteres wurde nach eigener Beobachtung sowohl im Pomerano als auch im Portugiesischen

¹⁷ Im Gegensatz zu den Hunsrücker*innen, die sowohl protestantischen als auch katholischen Glaubens waren, was in letzterem Falle früher dazu führte, dass Kontakte zu italienischen Einwanderern und der lusophonen Bevölkerung zustande kamen.

¹⁸ S. auch im Hunsrückischen *Milje* und im Talian *milio/milio* (s.o.).

verwendet, wobei bemerkenswert die phonetische Variation war (pom. [ˈbana-nabrou̯t] vs. port. [banɐ̃.nɐˈbrɔ:dʒi]. Weitere Beispiele sind *balaiarour* ‚Schilfrohr (zum Körbemachen)‘ (ebd. 35), die technische Entwicklung der *afneemmasbijn* ‚Fotoapparat‘ (ebd. 7) oder die *bijrlat* ‚Bierdose‘ (ebd. 49) vs. *latabijr* ‚Dosenbier‘ (ebd. 289), beide in germanischer Determinans- + Determinatumkonstruktion.¹⁹

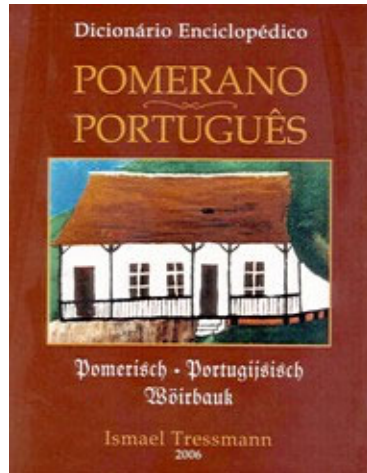


Abb. 5: Wörterbuch des Pomerano

¹⁹ Weitere Beispiele in Höhmann 2011, Plaster et. al. 2019, Schaffel-Bremenkamp 2014.



Abb. 6: Beispiele für die Sichtbarkeit des Pommerschen im öffentlichen Raum (Quelle: eigene Bilder von Joachim Born)

5. Zusammenfassung

Natürlich handelt es auch bei den von uns untersuchten Minoritätensprachen um Spezies, die im alltäglichen Leben, vor allem der jüngeren Generationen, im Rückgang begriffen sind. Sie befinden sich gleichwohl in einem lebendigen Prozess, von dem nicht zuletzt auch sprachliche Hybride zeugen. Gleichzeitig haben sich in der jüngeren Vergangenheit bis in die Gegenwart sprachlich, ethnisch und kulturell interessierte Menschen zusammengeschlossen, die

das Erbe als wertvoll begreifen und darum bemüht sind, auskömmliche nachbarschaftliche Kohabitationsmodelle zu erarbeiten, und, unterstützt von Prozessen wie ‚ethnic revival‘, Sprachgesetzgebung, Sprachplanung und Einführung in das Bildungssystem, die sprachliche und kulturelle Vielfalt in die Zukunft zu erhalten. Dazu wächst auch das Interesse in den europäischen Staaten an den Diasporasituationen (wie etwa die zahlreichen Dokumentationen über das Hunsrückische, v.a. durch Edgar Reitz‘ *Heimat*-Serie manifestiert, künden). In der Romania wurden schon viele Sprachen für ‚tot‘ erklärt (etwa Bündnerromanisch, Ladinisch, Aranesisch, Galicisch), aber mit dem notwendigen Engagement und politische Willen ist das bisher nicht eingetreten. Das gibt Hoffnung auch für den *Cone Sul / Cono Sur*.

6. Literatur

- Altenhofen, Cléo Wilson/Morello, Rosângela, (Hgg.), 2018. *Hunsrückisch: inventário de uma língua do Brasil*. Florianópolis: Garapuvu. <http://hdl.handle.net/10183/194384> [07.03.2023].
- Berend, Nina, 1998. *Sprachliche Anpassung*. Eine soziolinguistisch-dialektologische Untersuchung zum Rußlanddeutschen. Tübingen: Narr.
- Born, Joachim, 1997. *Línguas em contato no Sul do Brasil. Português, italiano e alemão no Rio Grande do Sul*, in: Thorau, Henry, (Hg.), *Heimat in der Fremde / Pátria em terra alheia*. 7. Deutsch-Portugiesische Arbeitsgespräche / Actas do VII Encontro Luso-Alemão. Berlin: tranvia / Walter Frey, 318-338.
- Born, Joachim, 1998. „Sprachbewußtsein, Sprachpraxis und Sprachkompetenz: Teuto- und Italobrasileiros in Rio Grande do Sul“, in: Bombi, Raffaella/Graffi, Giorgio, (eds.). *Ethnos e Comunità Linguistica: un confronto metodologico interdisciplinare*. Atti del Convegno Internazionale, Udine, 5-7 dicembre 1996. Udine: Forum, 201-227.
- Born, Joachim, 2012. „Varietäten des Spanischen: Río de la Plata (Paraguay)“, in: ders. / Folger, Robert / Laferl, Christopher F. / Pöll, Bernhard, (Hgg.). *Handbuch Spanisch*. Sprache, Literatur, Kultur in Spanien und Amerika. Für Studium, Lehre, Praxis. Berlin: Erich Schmidt, 83-89.
- Born, Joachim/Foerste, Erineu/Schütz-Foerste, Gerda Margit/Hartwig, Adriana, 2016. „Questões sobre língua pomerana e interculturalidade em um contexto no Brasil“, in: Born, Joachim/Ladilova, Anna (Hgg.). *Sprachkontakte des Portugiesischen*. Ausgewählte Beiträge der gleichnamigen

- Sektion des 10. Deutschen Lusitanistentages vom 10.-14. September 2013 in Hamburg. Frankfurt am Main et al.: Lang, 13-31.
- Cipria, Alicia, 2007. „Language loyalty and self-esteem 250 years after first migration: Volga German Communities in Entre Ríos, Argentina“, in: *Southern Journal of Linguistics*, 31/1, 1-19.
- Dettmann, Jandira Marquardt, 2018. *Uma professora pomerana na escola*. Culturas, língua e educação. Curitiba: Appris.
- DWDS. *Etymologisches Wörterbuch des Deutschen*.
<https://www.dwds.de/wb/etymwb/search?q=> [27.04.2023].
- Faggion, Carmen Maria, 2012. „O *talian*: morfossintaxe quase resistente, léxico nem tanto“, in: *Anais Eletrônicos do IX Congresso Brasileiro de Linguística Aplicada*. <https://fdocumentos.tips/reader/full/o-talian-morfossintaxe-quase-resistente-lxico-nem-tanto-associao-de-linguistica> [27.04.2023].
- Foerste, Erineu/Born, Joachim/Dettmann, Jandira Marquardt, 2019. „Língua pomerana na escola: práticas docentes e diversidade linguística“, in: *Revista Brasileira de Educação*, 24, 1-25. <http://dx.doi.org/10.1590/S1413-24782019240011>.
- Franceschetto, Cilmar, 2014. *Italianos: base de dados da imigração estrangeira no Espírito Santo nos séculos XIX e XX*. Vitória: Arquivo Público do Estado do Espírito Santo.
<https://ape.es.gov.br/Media/ape/PDF/Livros/italianos.pdf> [8.3.2023].
- Frosi, Vitalina Maria/Mioranza, Ciro, 2009 [1975]. *Imigração italiana no nordeste do Rio Grande do Sul*. 2. edição. Caxias do Sul, RS: Educus.
- Gugenberger, Eva, 2004. „Sprache – Identität – Hybridität: Ein Beispiel der Galicier/innen in Galicien und Argentinien“, in: *Grenzgänge*, 22/11, 115–149.
- Gugenberger, Eva, 2011. „Hybridität und Translingualität: lateinamerikanische Sprachen im Wandel“, in: Gugenberger, Eva/Sartingen, Kathrin, (Hg.). *Hybridität – Transkulturalität – Kreolisierung*. Innovation und Wandel in Kultur, Sprache und Literatur Lateinamerikas. Wien: LIT, 11-49.
- Gugenberger, Eva, 2018. *Theorie und Empirie der Migrationslinguistik*. Mit einer Studie zu den Galiciern und Galicierinnen in Argentinien. Wien: LIT.
- Hipperdinger, Yolanda H., 2005. *Die Sprache(n) der Wolgadutschen in Argentinien*. Die Kolonisierung des Bezirkes Coronel Suárez. Wien: Praesens.
- Hipperdinger, Yolanda, 2015. „Ethnic revival: actitudes, políticas y usos lingüísticos de los alemanes del Volga en la Argentina“, in: *Lengua y migración*, 7/2, 7-27.

- Höhmann, Beate, 2011. *Sprachplanung und Spracherhalt innerhalb einer pommerischen Sprachgemeinschaft*. Eine soziolinguistische Studie in Espírito Santo/Brasilien. Frankfurt am Main et al.: Lang.
- IPOL (Instituto de Investigação e Desenvolvimento em Política Linguística), 2022. *Lista de línguas cooficiais em municípios brasileiros*. <http://ipol.org.br/lista-de-linguas-cooficiais-em-municipios-brasileiros/> [15.03.2023].
- Jungblut, Christian/Prost Ruppel, Eliana, 2009. *El Dialecto Alemán del Volga „Das Wolgadeutsch“*. Alemán del Volga – Alemán Estándar – Español (Wolgadeutsch – Hochdeutsch – Spanisch). El dialecto de los descendientes de Inmigrantes Alemanes del Volga en Argentina registrado en un Diccionario Básico. Bahía Blanca: Selbstverlag.
- Kluge, Friedrich, 1989. *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*. 22., unter Mithilfe von Marc Bürgisser und Bernd Gregor völlig neu bearbeitet von Elmar Seebold. Berlin/New York: de Gruyter.
- Küster, Sinthia Bausen, 2018. *A cultura e a língua pomeranas vão à escola*. Curitiba: Appris.
- Ladilova, Anna, 2013. *Kollektive Identitätskonstruktion in der Migration: Eine Fallstudie zur Sprachkontaktsituation der Wolgadeutschen in Argentinien*. Frankfurt: Peter Lang.
- Ladilova, Anna, 2019. „Ruso en el habla de los alemanes del Volga en Argentina“, in: *Logos. Revista de Lingüística, Filosofía y Literatura*, 29/1, 109-121. <https://revistas.userena.cl/index.php/logos/article/view/1150/1236> [30.03.2023].
- Ladilova, Anna, 2017. „La construcción de la identidad colectiva de los descendientes de los alemanes del Volga argentinos“, in: Bein, Roberto/ Rigatuso, Elizabeth Mercedes, (eds.), *Asuntos de sociolingüística y análisis del discurso*. Bahía Blanca: Editorial de la Universidad Nacional del Sur. Ediuns; Ciudad Autónoma de Buenos Aires: Sociedad Argentina de Estudios Lingüísticos, 69-76.
- Ladilova, Anna/Müller, Katharina, 2021. „Sprachkontakte in der Bornistik: Aktuelle Sprachdynamiken bei deutschen und italienischen Migrant*innen in Brasilien und Argentinien im Vergleich“, in: Ladilova, Anna et al., (Hgg.). *Bornistik: sprach- und kulturwissenschaftliche Perspektiven auf die Romania und die Welt*. Gießen: GEB, 365-382. <http://geb.uni-giessen.de/geb/volltexte/2021/15678/> [27.03.2023].
- Limberger, Bernardo Kolling/da Silva, Felipe Bilharva/Griep, Gabriela Wally/Netto, Elizandra da Silva, 2021. „A língua pomerana do Rio Grande do Sul: Revisão de literatura“, in: *Web Revista SOCIODIALETO*,

- 12/34, 1-36. DOI: <https://doi.org/10.48211/sociodialecto.v12i34.390>. [15.03.2022].
- Luzzatto, Darcy Loss, 2010. *Dicionário português-talian = Dissionário portoghese-talian*. Porto Alegre: Companhia Rio-Grandense de Artes Gráficas.
- Meo Zilio, Giovanni, 2001. „Ibridazioni linguistiche nel Brasile del Sud“, in: *Quaderni del A.D.R.E.V.*, 7, 165-174.
- Müller, Katharina, 2022. *Sprachliche Hybridität in der italo-brasilianischen Literatur: eine soziolinguistische Analyse der Sprachmischung zwischen Italienisch/Talian und Portugiesisch in literarischen Texten aus São Paulo und Rio Grande do Sul*. Frankfurt/Main u.a.: Lang (= Iberolinguistica; 8).
- Pinheiro, Luciana Santos, 2014. *Processos de territorialização de variedades dialetais do italiano como línguas de imigração no nordeste do Rio Grande do Sul*. Porto Alegre: UFRGS (Doktorarbeit). <http://hdl.handle.net/10183/102203> [05.03.2022].
- Plaster, Josiane Arnholz/Tressmann, Ismael/Krüger, Guicila/Henke, Irinete Ponath, (orgs.), 2019. *Geschichte up Pomerisch*. Coletânea de histórias em pomerano. Vitória: Maré.
- Pozenato, José Clemente et al., (eds.), 2010. *Relatório Final do Projeto-Piloto 'Inventário do Talián'*. Caxias do Sul. <http://assodita.org.br/wp-content/uploads/2016/10/1.1.-Relatório-Inventário-Talian-Versão-Final.pdf> [05.03.2023].
- Rocha, Carlos Alberto de Macedo/Rocha, Carlos Eduardo Penna de M., 2011. *Dicionário de locuções e expressões da língua portuguesa*. Rio de Janeiro: Lexikon.
- Rosenberg, Peter, 2003. „Vergleichende Sprachinselforschung. Sprachwandel in deutschen Sprachinseln in Russland und Brasilien“, in: *Linguistik online*, 1/13, 273–323.
- Savedra, Mônica/Rosenberg, Peter, 2019. „Deutsche Einwanderung in Brasilien: Sprachrevitalisierung und Transkulturalisierung“, in: Johnen, Thomas/Savedra, Mônica/Schröder, Ulrike, (Hgg.). *Sprachgebrauch im Kontext: Die deutsche Sprache im Kontakt, Vergleich und in Interaktion mit Lateinamerika/Brasilien*. Stuttgart: Ibidem, 19-55.
- Schaffel-Bremenkamp, Elizana, 2014. *Análise sociolinguística da manutenção da língua pomerana em Santa Maria de Jetibá, Espírito Santo – Brasil*. Dissertação de Mestrado. Vitória: Universidade Federal do Espírito Santo.
- Schmidt, Arnd, 1997. *Kollektive Zweisprachigkeit in einsprachiger Umgebung. Eine wolgadeutsche Sprachinsel in Argentinien*. Kiel: Westensee.
- Schneider, Alois, 2019. *Dicionário escolar conciso: português-pomerano/pomerisch-portugiesisch*. Porto Alegre: Evangraf.

- Stawinski, Alberto Vitor, 1995. *Dicionário - Dizionario - Vêneto - Português - Italiano*,
Versione italiana a cura di Ulderico Bernardi e Aldo Toffoli. Treviso:
UTRIM.
- Tressmann, Ismael, 2006. *Dicionário Enciclopédico Pomerano Português – Pomerisch
Portugjisch Wörterbank*. Santa Maria de Jetibá: Edición del Autor.
- Tressmann, Ismael/Plaster, Josiane Arnholz, 2019. „Presentation“, in: Plaster,
Josiane Arnholz et al., (orgs.). *Geschichte up Pomerisch*. Coletânea de histórias
em pomerano. Vitória: Maré, 7-8.
- Wiesinger, Peter, 1983. „Deutsche Dialektgebiete außerhalb des deutschen
Sprachgebietes: Mittel-, Südost- und Osteuropa“, in: Besch, Werner et al.
(Hgg.), *Dialektologie*. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dia-
lektforschung. Berlin: de Gruyter, 900–929.
- Young, Robert J. C., 1995. *Colonial Desire*. Hybridity in Theory, Culture and
Race. London/New York: Routledge.

« Périphérique » swahili - le statut et le rôle du swahili à Lubumbashi en DR Congo

Daniela WALDBURGER, Vienne

Introduction

Le swahili est l'une des langues africaines les plus « réussies ». Standardisé, avec un grand prestige, également du point de vue des locuteur.e.s. (en particulier - pas seulement mais surtout - en Tanzanie et à Zanzibar, mais aussi au Kenya), langue officielle en Tanzanie, au Kenya et dans l'Union africaine¹, langue nationale en RD Congo, il est enseigné dans plusieurs universités à travers le monde. Le swahili fait l'objet d'une publication littéraire et il est parlé par des millions de personnes comme première langue, et par un plus grand nombre encore comme deuxième ou troisième langue. Le swahili est utilisé pour les médias de la presse écrite, de la télévision et de la radio. La plupart des publications se réfèrent au swahili de la « zone centrale » (Tanzanie, Kenya), la standardisation et « déviation » de celle-ci dans les régions mentionnées. Mais le swahili est devenu la langue africaine la plus parlée en Afrique et dans la diaspora africaine. Les chercheur.e.s en ont également pris note et écrivent de plus en plus sur le swahili en dehors de la « zone centrale », comme le montrent de nombreuses études sur les variétés de swahili.²

De nombreuses descriptions visent en particulier une description morphologique. Dans cet article, je m'intéresse à la variété du swahili à Lubumbashi (RD Congo), surtout en ce qui concerne sa fonction et son rôle. Lubumbashi

¹ Protocole sur les amendements à l'Acte constitutif de l'Union africaine.

https://au.int/sites/default/files/treaties/35423-treaty-0025_-_protocol_on_the_amendments_to_the_constitutive_act_of_the_african_union_e.pdf

² Voir par exemple (et pour n'en citer que quelques-uns) : Geider (2003) pour un très bon aperçu jusqu'en 2001 des publications spécifiques au swahili; Ferrari/Kalunga/Mulumbwa (2014), Gysels (1992) et Mulumbwa (2021) sur le swahili à Lubumbashi ; les articles dans le numéro spécial de Swahili Forum de Shinagawa/Nassenstein sur la variation en swahili (2020) ; Nassenstein sur le swahili de Kisangani (2018), le swahili à Bujumbura (2020), Bose/Nassenstein (2016) sur le swahili du Kivu ; Nassenstein/Dimmendahl (2019) sur le swahili de Bunia ; l'article comparatif de Nassenstein/Bose (2020) sur les caractéristiques morphologiques des jeunes langues kiswahili de Dar es Salaam, Goma, Lubumbashi et Nairobi.

est particulièrement intéressante pour étudier la « périphérie » du swahili, car la langue a subi un processus de pidginisation (comme nous le verrons plus loin) et s'est donc développée de manière légèrement différente du swahili de la zone centrale.

Le swahili joue également un rôle important dans les îles comoriennes. C'est surtout son rôle de langue commerciale translocale dans l'océan Indien qui est important : „le swahili, une langue aux dimensions historiques cruciales pour l'archipel, est encore parlé par des groupuscules de la population, des leaders religieux et par des commerçants transfrontaliers“ (Tchokothe 2023 : 300)

Mais qu'en est-il à la « périphérie » de l'aire linguistique du swahili ? Dans les régions où les locuteurs sont très éloignés de l'utilisation de la norme supposée ? Mon argument est que leur(s) variété(s) est(sont) décrite(s), mais qu'en raison de l'absence de standardisation propre, le sentiment domine en permanence chez les locuteurs/locutrices que leur variété est « seulement bonne à parler », qu'elle n'est « pas tout à fait correcte », etc. Un sentiment d'infériorité, donc, le prestige s'appliquant, selon eux, à la norme du swahili de la zone centrale, mais pas au leur.

Après une brève présentation de la standardisation et de la diffusion du swahili dans la zone centrale, cette contribution discute le statut et le rôle du swahili à Lubumbashi en DR Congo. Là, le swahili, fortement lié à l'histoire de cette ville minière, est parlé par presque tout le monde, mais il n'est écrit nulle part, bien qu'il soit inscrit dans la Constitution comme l'une des quatre langues nationales, aux côtés du lingala, du kikongo et du tshiluba. Le swahili de Lubumbashi se caractérise notamment par des emprunts lexicaux, mais possède également des caractéristiques morphosyntaxiques qui le distinguent de la « norme ». Les locuteurs/locutrices de Lubumbashi expriment souvent le sentiment « de ne pas maîtriser » le « vrai » swahili parce que leur utilisation de la langue diffère de celle des locuteurs /locutrices de Tanzanie, où se trouverait la « norme ». Qu'est-ce que cela signifie pour les personnes qui ont une première langue avec laquelle elles peuvent et veulent couvrir tous les besoins communicatifs de la vie, mais qui optent exclusivement pour le français à l'écrit parce qu'ils se retrouvent à la périphérie ?

Swahili standard

Makoni/Pennycook (2005) expliquent que l'idéologie de la dénomination (et de l'énumération) d'une langue africaine doit être soigneusement gardée à l'esprit. J'utilise donc le terme « Swahili » comme un concept créé de l'extérieur par des (souvent autoproclamés) linguistes coloniaux. Il y avait une volonté des

colonialistes de gérer leur territoire, de nommer une langue, de la planifier. Les missionnaires, les administrateurs et autres fonctionnaires coloniaux ont rédigé des grammaires et des manuels scolaires basés sur des constructions linguistiques très particulières plutôt que sur les langues locales utilisées par les locuteurs eux-mêmes, contribuant ainsi à la christianisation du swahili.

Le Comité linguistique interterritorial (ILC), fondé en 1930, a été célébré pour le rôle essentiel qu'il a joué dans l'introduction du swahili standard dans les régions anciennement administrées par la Grande-Bretagne où le swahili était parlé, à savoir le Kenya, le Tanganyika, l'Ouganda et Zanzibar, entre 1930 et 1960. (Kipacha 2013 : 209)

Déjà en 1928, le kiunguja, la variété du swahili parlée dans la ville de Zanzibar, avait été officiellement déclaré *swahili standard*, l'emportant sur le kimvita, la variété de Mombasa ; une décision politique, car Zanzibar était un centre commercial (Khamisi 1991 : 207). Le Comité linguistique interterritorial a soutenu cette décision. (Miehe 1991 : 221) Pour la Tanzanie, Khamisi (1991 : 207) fait explicitement référence à l'importance politique du swahili en affirmant que la standardisation du swahili répondait au désir du gouvernement de disposer d'un moyen de communication plus large permettant une administration efficace et cohérente, et s'inscrivait également dans la politique de ce dernier d'utiliser le swahili comme moyen d'enseignement dans les écoles primaires.

En bref, l'histoire de la standardisation est bien documentée, tout comme les problèmes qui y sont liés. Mais le thème de la standardisation se rapporte toujours à l'ancien territoire colonial de la Grande-Bretagne, et concerne donc principalement la Tanzanie actuelle. Après l'indépendance en 1961, le Comité interterritorial a donné naissance au BAKITA³, le comité linguistique de la Tanzanie continentale, en 1967, et deux décennies plus tard, en 1986, au BAKIZA⁴, le comité linguistique de la région semi-autonome de Zanzibar. (Kipacha 2013 : 211) Les petites querelles, principalement terminologiques, sont - à mon avis - moins grammaticales que politiques, une petite lutte pour les compétences, mais sans grande importance dans le grand tableau d'ensemble.

Les questions relatives à la standardisation ont été - et sont encore aujourd'hui - discutées en Tanzanie actuelle, le Kenya s'y conforme, la République démocratique du Congo (ainsi que d'autres régions de langue swahili) n'a pas voix au chapitre.

³ BAKITA = Baraza la Kiswahili la Taifa (Conseil national du swahili).

⁴ BAKIZA = Baraza la Kiswahili la Zanzibar (Conseil du Zanzibar du swahili).

Le swahili du Lubumbashi

Le swahili existe depuis longtemps dans l'est du Congo, notamment dans la région du Katanga et sa capitale Lubumbashi. Il était parlé dans cette région au moins depuis l'arrivée des Arabes. Cette langue avait été également utile aux commerçants, missionnaires et « explorateurs » européens. (Fabian 1983) Il s'agissait d'un swahili différent des variétés de la côte. Schicho (1992: 77) décrit l'existence de cette variété centrale créolisée/variétés centrales du swahili de Lubumbashi comme une variété « brisée » du swahili, caractérisée par des emprunts lexicaux au français et au swahili (ainsi qu'à d'autres langues bantoues), des changements de langue et le transfert de structures syntaxiques du « swahili standard » au swahili de Lubumbashi. Ces réalisations linguistiques ont émergé comme des phénomènes individuels et spontanés. Ferrari et al. (2014: 107) affirment que le vernaculaire simplifié (qui fonctionnait comme un pidgin) s'est transformé en une première langue largement répandue au Katanga et soulignent que le Swahili tel qu'il est parlé au Katanga est depuis longtemps un symbole du régionalisme katangais. En outre, le swahili fait partie du répertoire linguistique des immigrants et de leurs descendants.

Selon Fabian (1986a, 1986b), le swahili a été introduit au Katanga par les Belges pour deux raisons politiques. Premièrement, il s'agissait d'une tentative de créer une plus grande distance entre le Congo et les colonies britanniques du sud. Les colonies britanniques constituaient un danger en raison de leur intérêt pour les ressources naturelles du Katanga. Deuxièmement, le swahili était considéré comme un moyen de communication pratique pour stabiliser la main-d'œuvre dans cette région où le cuivre était (et est toujours) exploité, car le contrôle de la communication permettait le contrôle des mineurs, dans leur vie professionnelle comme privée.

Ainsi, ces relations de pouvoir entre les colonisateurs et les travailleurs des mines ont conduit à la production de manuels de langue swahili pour les Européens au Katanga. (Fabian 1986a ; Gysels 1992) Le swahili présenté dans ces guides était un mélange des différentes variétés de swahili utilisées par les Européens d'origines diverses, qui utilisaient leur « Swahili » surtout pour des ordres, par conséquent sous une forme réduite. Le swahili était donc dépeint comme un médium déficient avec lequel il était impossible d'exprimer des idées complexes en raison d'un lexique restreint et d'une grammaire rudimentaire. Cependant, cette version schématique du swahili n'était en fait que la réalisation improvisée par les Européens de la manière dont ils communiquaient eux-

mêmes avec les Congolais. La volonté des colonisateurs de contrôler la communication est soulignée par Fabian (1986a : 14) qui écrit que le besoin de communiquer et l'intention de contrôler étaient des motifs inséparables.

Pour l'État colonial belge les questions de politique linguistique étaient cruciales car ceux qui communiquaient devaient s'assurer qu'ils seraient compris et que leurs idées seraient suivies. En même temps, ils essayaient aussi de propager les normes belges par le biais du français. Le français était donc choisi p.ex. pour les publications coloniales.

Les autorités coloniales préférèrent les langues africaines aux langues européennes (français et néerlandais) pour l'enseignement primaire au Congo. Néanmoins, comme le souligne Meeuwis (2011 : 1280), elles ont également promu le français comme outil unique de l'enseignement secondaire, sauf dans la plupart des écoles techniques et dans les écoles de formation des enseignants. Les Belges pouvaient donc supposer que les Congolais maîtrisaient effectivement le français dans une certaine mesure, d'autant plus que, comme le note Meeuwis, les Congolais ne voulaient pas être arrêtés dans leur ascension par une barrière linguistique. Cette vision se retrouve par exemple dans les procès-verbaux de la plus grande société minière, L'Union Minière du Haut-Katanga (UMHK). La compagnie a argumenté exactement de cette manière. Dans une section sur les cours d'éducation générale des travailleurs, présentée dans le rapport annuel de 1950⁵, l'entreprise explique qu'elle souhaite offrir aux analphabètes et aux semi-analphabètes la possibilité d'améliorer leurs connaissances en lecture du swahili et en français parlé, afin de les préparer à une formation professionnelle ultérieure. Dans ce rapport, l'UMHK tente de mettre l'accent sur ce qu'elle appelle la « langue maternelle », mais il s'agit du swahili seulement et les nombreuses autres langues utilisées comme première langue par les travailleurs, souvent immigrés, ne sont pas évoquées. Les ambitions des travailleurs d'apprendre le français sont commentées de manière critique :

« Sa grande ambition est de connaître le français, signe extérieur de civilisation. Calcul, mesure, dessin, langue maternelle, lui semblent superflus. »

Cependant, les travailleurs des mines ne maîtrisaient pas nécessairement très bien le français, car ils n'avaient généralement pas reçu d'éducation formelle

⁵ Archives nationales à Bruxelles, Belgique, AGR 2 - Dépôt Joseph Cuvelier, Union Minière. Première série, n°655-03046, Union Minière du Haut-Katanga – Services d'Afrique, Département M.O.I., Rapport Annuel 1950, p. 32.

avant d'être recrutés par l'UMHK. Le swahili, lingua franca, était donc la langue de liaison des travailleurs et jouait donc un rôle important dans la communication entre l'UMHK et ses travailleurs. Les écoles de l'UMHK, prévues pour les enfants des travailleurs dans le camp, donnaient la préférence au swahili au moment de l'inscription. En 1953, l'UMHK a fait valoir dans son rapport annuel qu'il était absolument nécessaire de commencer à enseigner en swahili, qui serait la langue générale dans tout le Haut-Katanga. Cependant, en première année, l'enseignement du français serait une matière importante de l'emploi du temps. A partir de la 3ème année d'école primaire, les exercices de français ne devraient pas seulement être des exercices oraux, mais aussi d'écriture et de lecture. En 5ème année, le français devrait devenir la première langue d'enseignement. Tout l'enseignement post-primaire devrait être dispensé en français.⁶

En résumé, on peut dire que l'UMHK estimait qu'il était vital de commencer à enseigner en swahili afin que celui-ci devienne la langue générale dans tout le Haut-Katanga. Ainsi, les écoles prévues pour les enfants des travailleurs - envisagés comme la future main-d'œuvre de l'entreprise - privilégiaient le swahili dès l'inscription. Cependant, la connaissance d'un minimum de français était également encouragée chez les enfants d'ouvriers. Pour les futurs cadres de l'entreprise, le français était vital et était donc enseigné et considéré comme la langue du prestige et du pouvoir.

La politique linguistique de l'entreprise a été influencée par les changements politiques, notamment lorsque le Congo a obtenu l'indépendance en 1960. Après son deuxième coup d'État, le 24 novembre 1965, Mobutu Sese Seko entendit changer l'image du Congo. Le pays avait connu une campagne sous la devise de l'*authenticité* qui avait « récupéré » les traditions africaines de la nation. (van Beurden 2015 ; Dunn 2001 : 235 ; Ngalasso 1986) Le gouvernement de Mobutu commença à changer les noms des principales villes du pays en mai 1966 (c'est alors qu'Elisabethville devint Lubumbashi) : un mouvement qui représentait un "retour de baptême" puisque les colonisateurs belges avaient renommé les villes entre 1885 et 1935. Mobutu déclara (Dunn 2001: 240): « [b]y the policy of [authenticité], the return to our sources, I hope to mentally decolonize my people, that is to say, to modify the structures left by the colonizer. »⁷

⁶ Archives nationales à Bruxelles, Belgique, AGR 2 - Dépôt Joseph Cuvelier, Union Minière. Première série, n°656-03050, Union Minière du Haut-Katanga – Services d'Afrique, Département M.O.I., Rapport Annuel 1953, p. 26.

⁷ "[p]ar la politique de l'authenticité, du retour aux sources, j'espère décoloniser mentalement mon peuple, c'est-à-dire modifier les structures laissées par le colonisateur". [Traduction DW].

Ce mouvement impliquait que Mobutu devait trouver un langage pour son idéologie. Une conférence fut donc organisée, les intellectuels commencèrent à débattre des questions linguistiques et firent des suggestions, mais Mobutu était très attaché à sa propre langue, le lingala. Cependant, l'authenticité ne contenait pas de véritable politique linguistique dans laquelle les langues africaines gagneraient en importance. Le français restait la langue de l'État. La raison en était l'utilisation localisée des langues africaines au Zaïre. Ainsi, l'influence de la plupart des langues africaines ne dépassait pas les limites du territoire occupé par les communautés parlant ces langues. (Ngalasso 1986 : 11) En 1971, par exemple, Mobutu décida de remplacer les termes *Monsieur* et *Madame*, mais pas par des termes utilisés en lingala, en kikongo, en swahili ou dans toute autre langue du Congo, mais par *Citoyen* et *Citoyenne*, tirés de la Révolution française. (Dunn 2001 : 248) Mobutu favorisait cependant le français de France pour surmonter l'époque coloniale belge, les termes pour les nombres *septante* et *nonante*, tels que ces nombres étaient utilisés en français belge, furent remplacés par *soixante-dix* et *quatre-vingt-dix*, tels que ces nombres étaient utilisés en France. (Ngalasso 1986 : 21) De plus, le terme même de l'idéologie de Mobutu, « authenticité », était exclusivement utilisé en français. Les intellectuels eurent beau réclamer l'éradication des langues « étrangères » et la promotion des langues nationales africaines, Mobutu ne changea pas de ligne.

Le quotidien linguistique à Lubumbashi

Dans le swahili de Lubumbashi, il reste des traces des décisions de politique linguistique de tous les acteurs en rapport avec ces questions.⁸ De même, l'importance de l'UMHK est toujours visible à cet égard. Ainsi, jusqu'à aujourd'hui, les jours de la semaine sont nommés de la manière suivante : Le lundi est devenu *siku ya kazi moja* (premier jour de travail), le mardi *siku ya kazi mbili* (deuxième jour de travail), le mercredi *siku ya kazi tatu* (troisième jour de travail), le jeudi *siku ya kazi ine* (quatrième jour de travail) et le vendredi *siku ya kazi tano* (cinquième jour de travail). L'UMHK distribuait la ration alimentaire hebdomadaire (*mposho*) le samedi aux travailleurs, donc le nom de *siku ya mposho* était donné au samedi.⁹ (Dibwe dia Mwembu 2017: 162 ; Mulumbwa Mutambwa

⁸ Pour une description plus détaillée, voir aussi Waldburger 2016.

⁹ Dibwe dia Mwembu ne mentionne pas de nom spécifique pour le dimanche à Lubumbashi. L'expérience personnelle de 2017, 2018 et 2019 a montré que soit *siku ya dini* (jour de la religion), soit le terme en français dimanche étaient utilisés. Le "swahili standard" de la côte est-africaine n'est pas utilisé. Ces noms de jours de la semaine suivent la tradition musulmane où le premier jour de la semaine est le dimanche.

2021: 31-32) Le swahili de Lubumbashi ne se caractérise pas seulement par des traces de la société minière dans le lexique, mais aussi par des particularités phonologiques, morphosyntaxiques et lexicales qui se sont entre-temps stabilisées. Comme je me concentre ici sur le statut et le rôle de la langue, je renvoie entre autres à Mulumbwa Mutambwa (2021) et Ferrari/Kalunga/Mulumbwa (2014), qui fournissent une excellente description des caractéristiques phonologiques et morphosyntaxiques.

La politique linguistique de l'UMHK a également laissé des traces en ce qui concerne le statut attribué au swahili et au français jusqu'à aujourd'hui, et ce statut est apparu clairement dans les entretiens menés lors de ma recherche avec d'anciens mineurs en 2017, 2018 et 2109.

Le swahili et le français parmi les anciens mineurs

Le swahili est la lingua franca parmi les anciens mineurs qui, réunis en 2002 pour former le *Collectif des ex-agents de la Gécamines*¹⁰, étaient au cœur de ma recherche.¹¹ Après des années de forte baisse des activités minières, la Banque mondiale avait mis en place un programme de réformes pour permettre à l'entreprise de prendre un nouveau départ. L'objectif de ce programme était de réduire le nombre d'employés de 24 000 à 14 000. Ainsi, un « départ volontaire » a été proposé à tous les employés qui avaient plus de 25 ans d'ancienneté au 31 décembre 2002. En contrepartie de leur acceptation de la rupture de leur contrat de travail « d'un commun accord », ces employés recevraient « à titre d'indemnité complète » un montant forfaitaire inférieur au minimum légal ». (Rubbers 2010: 331) N'ayant pas reçu de salaire depuis octobre 2001, les travailleurs étaient à ce moment-là financièrement épuisés et 10 655 d'entre eux ont donc accepté de « partir volontairement ». Ils ont alors créé le Collectif des ex-agents de la Gécamines dans le but d'exiger le paiement intégral de tous les salaires impayés et autres avantages en nature. Il est important de rappeler qu'à l'époque, la vie des travailleurs de la UMHK/Gécamines (carrière, habitat, éducation, soins de santé, loisirs, etc.) était toute entière définie et contrôlée par la société minière. Ces départs volontaires/forcés représentèrent donc un véritable choc pour eux.

¹⁰ Gécamines = Nom ultérieur de l'UMHK.

¹¹ Monographie d'habilitation : « C'était bien é l'époque mais l'avenir iko sombre »: Negotiating Nostalgia with and among Ex-Mineworkers in Lubumbashi (DR Congo).

J'ai été interpellée par la dissonance entre l'histoire de l'exploitation du travail et le sentiment de nostalgie actuel, largement évoqué parmi les anciens travailleurs des mines pour ce régime de travail historique, plus particulièrement en ce qui concerne les prestations sociales. J'ai cherché à définir, entre autres, par le biais d'une comparaison implicite, les circonstances spécifiques dans lesquelles les anciens mineurs se projetaient dans le passé de manière nostalgique et j'ai donc mené des dizaines d'entretiens et organisé des discussions de groupe pour analyser ce phénomène. De plus, j'ai pu participer aux réunions hebdomadaires du collectif. Le choix de la langue lors de ces entretiens et discussions révèle le rôle et le statut du français et du swahili parmi les anciens travailleurs de la mine.

A bien des égards, le groupe reflète les structures hiérarchiques dans lesquelles il a été socialisé (au travail) du point de vue linguistique. Dans la communication entre les membres et le président de leur association, le français était plus souvent utilisé, même si le président parle swahili. Sur le plan linguistique, cela s'est également traduit, par exemple, par des ouvertures très formalisées des réunions en français, suivies d'une prière en swahili.

Les discussions auxquelles j'ai assisté par la suite étaient caractérisées par le passage typique du swahili au français, le swahili de Lubumbashi utilisant de nombreux emprunts au français et vice versa. Chaque fois que j'étais invitée à prendre la parole au cours de ces réunions pour présenter mon projet de recherche, déposer mes demandes d'interview ou toute autre question, je devais suivre le protocole donné par le président en français.

Je m'adressais donc à eux en français, mais au bout d'un certain temps, je suis passée au swahili, car je me suis vite rendue compte que le président ou le secrétaire commençait à traduire en swahili pour certains participants. Les connaissances en français des anciens travailleurs dépendaient fortement de la catégorie d'emploi qu'ils occupaient. Les cols bleus avaient généralement moins d'éducation formelle et donc moins de connaissances en français, tandis que ceux dont la carrière professionnelle les menait à des postes plus élevés devaient avoir une très bonne connaissance du français, notamment parce que tous les documents devaient être rédigés en français.

Cependant, comme les postes d'ouvriers et de cadres étaient répartis en différentes catégories, il y avait un large éventail de compétences en swahili et en français.

J'ai donc commencé à m'adapter aux règles non écrites selon lesquelles le français est le bon choix, car nous sommes dans un cadre plus formel, mais le swahili est également approprié lorsqu'il s'agit de transmettre des informations.

Par exemple, le secrétaire m'a montré ses comptes rendus méticuleux des réunions depuis 2003 : ils étaient tous rédigés en français, ce qui n'est pas surprenant étant donné que le Français est plus souvent utilisé pour écrire à Lubumbashi, en raison du manque de standardisation de la variété du swahili dans cette région. Ajoutons qu'en utilisant le français pour les procès-verbaux, les membres de l'association appliquent le statut attaché au français et soulignent ainsi le sérieux de leur combat pour l'indemnisation.

Un seul entretien a été mené exclusivement en français, alors que toute la communication avant et après s'est faite exclusivement en swahili, parfois même sans aucun emprunt au français. Ce cas particulier s'est produit chez un ancien directeur qui avait déménagé il y a longtemps avec sa femme de Bukavu à Lubumbashi, une ville située à l'extrême est de la RDC, à la frontière avec le Rwanda. Dans cette région, la variété parlée du swahili est plus proche du swahili standard et donc beaucoup plus proche de la variété que j'avais apprise. Dès le premier instant où je l'ai rencontré avec sa famille, nous avons communiqué exclusivement en swahili, et ils ont même exprimé leur joie de parler « leur » swahili. Pour l'interview enregistrée, en tant qu'ancien directeur, il a cependant insisté sur le français car, comme il l'a souligné, il voulait se conformer à ce qui était « formellement prescrit ». Ainsi, le choix de la langue n'est jamais seulement un choix pour assurer la compréhension mutuelle, mais aussi un choix du statut qui y est associé.

Conclusion

Le swahili est l'une des langues les plus prospères d'Afrique : grâce à sa standardisation, il a connu un énorme succès. Dans la zone linguistique centrale, son prestige est élevé et le swahili est donc utilisé pour la communication orale et écrite.

Dans la zone périphérique de Lubumbashi, la situation est un peu différente. Je vois deux raisons à cela. Premièrement, la variété locale de swahili se distingue du swahili standard au niveau phonologique et morphosyntaxique et n'est donc pas utilisée dans la communication écrite, bien que la Constitution de la RDC fasse du swahili l'une des quatre langues nationales. Deuxièmement, en raison de sa non-utilisation pour la communication écrite, le swahili est en concurrence avec le statut attribué au français, non seulement parce que le français est la langue officielle de l'État prescrite par la Constitution, mais aussi parce que l'histoire de la ville de Lubumbashi est étroitement liée à l'histoire de la société minière UMHK, dont les décisions de politique linguistique influencent la société jusqu'à aujourd'hui, comme l'a montré une brève esquisse de

l'utilisation de la langue dans le cadre de mes recherches sur et avec d'anciens mineurs.

Bibliographie

- Bose, Paulin Baraka/Nassenstein, Nico, 2016. „Morphosyntactic core features of Kivu Swahili: A synopsis”, in: *Afrikanistik-Aegyptologie-Online (AAeO)*, 1-24.
- Dibwe dia Mwembu, Donatien, 2017. „La perception du kazi (travail salarié) par les travailleurs de la Gécamines (1910-2010)“, in: Mabilia Mantuba-Ngoma, Mathieu/ Zana, Etambala, (éds.), 2017. *La société congolaise face à la modernité (1700-2010). Mélanges eurafricains offerts à Jean-Luc Vellut. With assistance of Jean-Luc Vellut.* Cahiers africains, 89, Paris: L'Harmattan, 161-176.
- Dunn, Kevin C., 2001. „Imagining Mobutu's Zaïre. The production and consumption of identity in international relations”, in: *Millennium - Journal of International Studies*, 30, 235-258.
- Fabian, Johannes, 1983. „Missions and the Colonization of African Languages: Developments in the Former Belgian Congo”, in: *Canadian Journal of African Studies / Revue Canadienne des Études Africaines*, 17 (2), 165–187. DOI: 10.2307/484212.
- Fabian, Johannes, 1986a. *Language and colonial power. The appropriation of Swahili in the former Belgian Congo: 1880-1938.* London, New York, Melbourne: Cambridge University Press (African studies series, 48).
- Fabian, Johannes, 1986b. „Simplicity on command: On pidginization of Swahili in Shaba (Zaïre)”, in: Fishman, Joshua A./ Tabouret-Keller, Andrée/ Clyne, M./ Krishnamurti B./ Abdulaziz, M. (éds.), 1986. *The Fergusonian impact, in honor of Charles A. Ferguson on the occasion of his 65th birthday. Vol.1: From phonology to society.* Berlin: Mouton de Gruyter, 377-385.
- Ferrari, Aurélia/ Kalunga, Marcel/ Mulumbwa, Georges, 2014. *Le swahili de Lubumbashi. Grammaire, textes, lexique.* Paris : Éditions Karthala (Dictionnaires et langues).
- Geider, Thomas, 2012. „Swahili bibliography update and contents of Swahili Forum I-VIII“ [Universitätsbibliothek Leipzig]. <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:bsz:15-qucosa-91479>
- Gysels, Marjolein, 1992. „French in Urban Lubumbashi Swahili: Codeswitching, Borrowing, or Both”, in: *Journal of Multilingual and Multicultural Development*, 13 (1-2), 41-55.

- Khamisi, Abdu Mtakuja, 1991. „Current trends in language standardization in Tanzania“, in: Cyffer, Norbert et al., (éds.), 1991. *Language Standardization in Africa*. Hamburg: Buske, 207-213.
- Kipacha, Ahmad, 2013. „Towards Two "Standard" Varieties of Swahili: Tanzania Zanzibar versus Tanzania Mainland“, in: Legère, Karsten (éd.), 2013. *Bantu Languages and Linguistics*. Bayreuth African Studies 91, 209-232.
- Makoni, Sinfrey/ Pennycook, Alastair, 2005. „Disinventing and (Re)Constituting Languages, Critical Inquiry in Language Studies“, in: *An International Journal*, 2:3, 137-156, DOI: 10.1207/s15427595cils0203_1
- Meeuwis, Michael, 2011. „Bilingual inequality: Linguistic rights and disenfranchisement in late Belgian colonization“, in: *Journal of Pragmatics*, 43 (5), 1279-1287. DOI: 10.1016/j.pragma.2010.10.009.
- Miehe, Gudrun, 1991. „Problems of grammatical standardization in modern Swahili“, in: Cyffer et al., (éds.), 1991. *Language Standardization in Africa*. Hamburg: Buske, 221-234.
- Mulumbwa Mutambwa, Georges, 2021. „Kiswahili kya mu Lubumbashi, un dialect ou une langue ? Une contribution au débat“, in: Aiello, Flavia/ Gaudioso, Roberto, (éds.), 2021. *Lubumbashi aujourd'hui : langues, arts et société*. Paris: L'Harmattan, 15-54.
- Nassenstein, Nico, 2018. „Politeness in Kisangani Swahili: Speakers' pragmatic strategies at the fringes of the Kiswahili-Speaking World“, in: *Afrikanistik-Aegyptologie-Online (AAeO)*.
- Nassenstein, Nico, 2020. „On the variability of Kiswahili in Bujumbura (Burundi)“, in: *Swahili Forum*, 26, 205-239.
- Nassenstein, Nico/ Bose, Paulin Baraka, 2020. „Morphological features of Kiswahili youth language(s): Evidence from Dar es Salaam, Goma, Lubumbashi and Nairobi“, in: *Linguistics Vanguard*, 6(4), 1-13.
- Nassenstein, Nico/ Dimmendaal, Gerrit J., 2019. „Bunia Swahili and emblematic language use“, in: *Journal of Language Contact*, 12(3), 823-855.
- Ngalasso, M. M., 1986. „Etat des langues et langues de l'Etat au Zaïre“, in: *Politique Africaine*, 23, 7-27.
- Rubbers, Benjamin, 2010. „Claiming Workers' rights in the Democratic Republic of Congo: The Case of the Collectif des ex-Agents de la Gécamines“, in: *Review of African Political Economy*, 37(125), 329-344.
- Shinagawa, Daisuke/ Nassenstein, Nico, (éds.), 2019. „Variation in Swahili“, in *Swahili Forum*, Vol. 26.
- Tchokothe, Rémi Armand, 2023. „(Dés)habiller la langue : Écriture décoloniale de la « migration » vers Mayotte“, in : Schneider, Anne/ Jeannin, Magali/

- Calvet, Yann/ Cléren, Marie, (éds.), 2023. *Écritures contemporaines de la migration - Frontières, passages, errances, tragiques*. Bruxelles: Peter Lang, 299-317.
- van Beurden, Sarah, 2015. *Authentically African. Arts and the Transnational Politics of Congolese Culture*. Athens, OH: Ohio University Press.
- Waldburger, Daniela, 2016. „Swahili in Eastern Congo – from a dominated to a dominant language or vice versa?“, in: Rudolf Muhr, (éd.), 2016. *Pluricentric Languages and Non-Dominant Varieties Worldwide. Volume 1: Pluricentric Languages across Continents - Features and Usage*. Frankfurt, Wien: Peter Lang, 149-163.

Sur le chemin de la « désaliénation ». Quelques rencontres stimulantes

Chantal ADOBATI, Vienne

Mes études à l'Institut Maurice Marache - Études allemandes et autrichiennes de l'Université de Nice sont le point de départ d'un chemin qui m'a menée à Vienne en 1980. J'étais mue par une soif de culture, un désir insatiable d'arpenter la capitale autrichienne adossée au rideau de fer et de m'approprier de nouveaux espaces. « Qui d'entre nous d'Occident n'a pas trouvé Vienne à l'orée de ses songes? » (Lafont 1989: 10)

Le recul que j'ai pris par rapport à mes terres provençales et les rencontres qui ont jalonné mon parcours sont autant d'impulsions stimulantes. La rencontre avec Robert Lafont dans un café viennois, au tournant des années 1990, a quelque peu bousculé le sentiment bien vivant de liens inextricablement tissés au fil du temps, authentiques et paisibles, qui nourrissaient le regard que je portais sur mon espace provençal. Dans une discussion sur mes origines, autour d'une tasse de café, est tombé le terme « aliénée » qui a semé le trouble dans mon esprit. Pourquoi avait-il lâché ce mot quelque peu inattendu et provocateur dans un échange de propos bienveillants? Avait-il senti chez moi une conscience linguistique occitane occultée? Oui, j'étais bien acculturée par l'école de la République bannissant les marges et la langue occitane se réduisait pour moi aux termes et phrases en « patois » que je glanais par-ci, par-là pendant les vacances scolaires au contact du Haut-Pays niçois, dans le village de Berghe supérieur, berceau de mes ancêtres du côté maternel. Véritable nid d'aigle agrippé aux rochers, il dévale une pente abrupte en surplombant la vallée de la Roya située à l'extrême sud-est des Alpes-Maritimes, au cœur du Parc National du Mercantour. La connotation négative du terme « patois » face au français était si bien ancrée dans les esprits que mes grands-parents, employés aux chemins de fer français, avaient reçu de leurs supérieurs le conseil de ne pas parler patois avec leurs enfants pour ne pas nuire à leur avenir professionnel, à leur promotion sociale. Rappelons qu'au début du XX^e siècle, tous les écoliers et écolières de France avaient comme manuel scolaire de lecture, au cours moyen de l'école primaire, *Le Tour de la France par deux enfants* publié en 1877. Écrit par Augustine Fouillée sous le pseudonyme de G. Bruno, il connut un succès sans précédent jusque dans les années 1950. Quelque 8 400 000 exemplaires furent vendus en

un siècle. Vous y trouvez des passages édifiants sur l'étrangeté des patois, qui s'oppose au français parlé dans les écoles, sur les particularités de chaque région de France traversée par deux jeunes enfants lorrains, André et Julien, au lendemain de la guerre de 1870, qui vont faire l'apprentissage du sentiment d'unité nationale. Je me souviens avoir découvert, sur la table de chevet de ma grand-mère, ce manuel qui fournit une image idéalisée de ce qu'était l'école de la III^e République et a marqué plusieurs générations par la glorification de la France qu'il véhiculait.

Les parlers des villages de la haute vallée de la Roya française, appelés « le royasque » et rattachés à l'espace linguistique occitan, présentent de forts traits du ligurien alpin. Le « berghais », patois de Berghe supérieur, est un idiome local dont l'aire géographique est très restreinte et qui s'est transmis oralement de génération en génération. Quand j'étais enfant, les rares fois où le parler local était utilisé par ma mère et ma grand-mère en ma présence, c'était dans l'espoir que je ne comprenne pas la teneur de certaines discussions. Mais je n'étais pas dupe et saisisais à leur insu le sens des mots et phrases en patois. Dans le hameau, on évitait de s'adresser en « berghais » aux enfants de la ville.

À Antibes, où j'ai grandi, nos voisins étaient un couple de Niçois, sans enfants, qui cultivait les belles lettres dans le parler local de la langue occitane qu'est le « nissart ». J'ai du reste hérité d'un exemplaire de *La Nemaïda o sia lou trionf dai sacristan* leur ayant appartenu, datant de 1924 et illustré par Gustave Adolphe Mossa. Il s'agit d'une comédie en cinq actes écrite en 1825 par Joseph-Rosalinde Rancher, poète niçois. Le « nissart » est resté la langue de culture et de communication de ce couple jusqu'à leur décès dans les années 80, mais là encore, je ne faisais que happer des expressions, des syntagmes souvent perçus comme enjoués. Il semble que si le « nissart » s'est maintenu, la raison en est que l'élite niçoise a continué de le parler et de l'écrire.

Actuellement, la langue occitane souffre d'un épuisement, d'une rupture de la transmission naturelle et familiale. Mais comme le précise très justement Philippe Martel, l'historien français spécialiste de l'espace occitan, cette transmission ne peut pas se faire de manière autoritaire. Pourquoi imposer à son enfant d'utiliser une langue que les autres ne parlent pas dans la société? La réalité de l'école est française. Il n'est pas impératif que les enfants s'approprient la variante dialectale de leurs parents. La rencontre avec la langue occitane peut se faire à travers l'acquisition d'une autre variante plus liée à la modernité, aux expériences et intérêts personnels. À partir du moment où l'on parle la langue occitane, quelle qu'en soit la variante dialectale, « Cocanha, Champagne per tot

lo mondè! », comme aime à le dire Philippe Martel.¹ Depuis 1951, la Loi Deixonne autorise l'enseignement facultatif de l'occitan qui peut du reste faire gagner des points au BAC, s'il est pris comme option. Dans les années 70, j'aurais certes pu choisir le « provençal » au lycée, mais l'idée ne m'avait pas effleurée, car je n'avais pas été moulée dans ce dialecte au sein de ma famille.

Je me souviens de récits de ma grand-mère façonnée par les pans de son vécu dans le village de Berghe supérieur qui a été relié, seulement après la Deuxième Guerre mondiale, à la vallée de la Roya par une route sinueuse en terre battue tracée dans les schistes rouges. Elle évoquait toujours la vie rude et pénible de ces espaces escarpés, le dur labeur du travail de la terre pour cultiver les restanques. La réalité socio-économique était particulièrement âpre et son seul désir a toujours été de quitter ce lieu coupé du monde. Quelle ne fut pas sa joie quand elle put exaucer ce souhait grâce à des emplois aux chemins de fer français, tout d'abord à Saorge, puis à Sospel et ensuite à Cannes sur les rives de la Méditerranée! Elle a laissé derrière elle le lourd fardeau d'une vie rude, sans jamais cependant abdiquer sa culture, ses traditions familiales, les rencontres festives aux fêtes patronales du village. J'ai vécu dans mon enfance et ma jeunesse tous ces moments de convivialité qui n'avaient rien de manifestations folkloriques pour touristes, mais cimentaient un monde où l'on perpétuait et sauvegardait les traditions culturelles authentiques de la région de Saorge et Breil, rattachée à la France en 1860. Les villages de Tende et La Brigue sont revenus dans le giron de la France seulement en 1947!

Berghe supérieur est en quelque sorte un microcosme avec sa diversité des classes sociales et des professions. Des fils et des filles du village ont pris le chemin des études supérieures et sont devenus enseignants, chercheurs au CNRS à Paris, ingénieurs... Mais toutes et tous reviennent au village le temps des vacances pour retrouver le monde de leurs aïeux.

Les récits allaient bon train au cours des soirées d'été sous un ciel inondé d'étoiles ou bien à l'automne au moment de la cueillette des châtaignes. Le berger du village, Georges, issu de l'immigration italienne, s'est définitivement établi dans ces espaces retirés du monde, après avoir connu la guerre d'Indochine et ses atrocités. Sa conscience linguistique force l'admiration. Il peut vous dérouler avec fierté l'histoire des dialectes occitans, vous parler de la Croisade contre les Albigeois, de ce combat contre l'hérésie cathare, qui s'est transformé en une pure et simple guerre de conquête de la couronne de France. Mais cette conscience linguistique est plutôt l'exception. Actuellement âgé de 96 ans,

¹ Cf. Bonus de la DVD 2 films sur la transmission naturelle et familiale de la langue occitane tournés à Carcassonne en 2009.

Georges a toujours conservé son talent de conteur, avec une pointe d'humour qui continue de séduire ses auditeurs quand il raconte des anecdotes en français et dans le patois du village, transmet l'Histoire et véhicule une forme de sagesse nourrie de ses expériences et réflexions au contact d'une nature intacte et sauvage. Appuyé sur le parapet qui surplombe la vallée de la Roya, il a peuplé notre imaginaire d'enfant et d'adulte.

Lorsque je repense à ma petite discussion avec Robert Lafont autour d'une tasse de café, je ressens encore le rejet du mot « aliénée » dans mon for intérieur, qui s'est ensuite transformé, au contact de sa pensée et de son œuvre multiforme, loin du repli et de l'enfermement culturaliste, en un désir de faire émerger en moi un pan de mon identité occitane laissé pour compte, une conscience linguistique assumée qui me donnerait accès aux riches facettes de la civilisation occitane, même si, dans le secret de ma pensée, je n'avais pas le sentiment d'être victime d'une réelle dépossession culturelle. Sans doute le regard que je portais sur mes terres provençales rejoignait-il celui de Robert Lafont quand il évoque sa terre:

Il s'agit d'un regard jeté sur le monde qui organise les horizons de plaines et de montagnes, les aspects même de la mer étale, en spectacle. Non pas un spectacle théâtral : la création poétique n'a rien de commun avec les jouissances faciles du tourisme. Mais un spectacle d'âme. (Lafont 1958: 300)

Cette rencontre avec Robert Lafont autour d'une tasse de café fut en quelque sorte un déclic fructueux qui a initié une réflexion sur la situation de diglossie occitane. J'y ai vu alors l'opportunité de m'affranchir du regard franco-français porté sur l'Histoire de France, de me frotter à la littérature occitane à travers les siècles. Robert Lafont avait semé le bon grain...

Et me voilà inscrite à un cours de langue occitane à l'Institut d'Études romanes, assuré par mon collègue Peter Cichon au semestre d'hiver 1990/1991. J'essuyais les bancs de l'Université avec une ferveur particulière. Je retrouvais à partir de Vienne l'espace occitan, sa culture et son histoire véhiculée à travers sa langue, mais dans la variante languedocienne. Cela m'apportait un souffle rafraîchissant, une ouverture sur un autre dialecte à travers les talents de pédagogue de Peter et son vivifiant accent du midi. Je me souviens de ma petite madeleine à moi, le jour où il écrivit au tableau « castanha ». Brusquement, ce mot, cette enveloppe linguistique me ramena aux veillées de la Toussaint où les villageois se réunissaient autour d'une rôtie de châtaignes enfouies dans un sac en toile de jute pour les garder au chaud, avec un fiasco de

vin rouge qui trônait sur la table. Les adultes racontaient des histoires en occitan, car le français n'aurait jamais pu traduire la verve et l'humour de ces récits, et les enfants se retrouvaient sur la place du village, glanaient des bribes d'histoires quand ils venaient déguster quelques châtaignes...

Le hasard a voulu par ailleurs qu'au début de mes études de « Lehramt » (filiale enseignement) à l'Institut d'Études romanes de l'Université de Vienne en 1983, je reçoive comme thème de proséminaire de linguistique « Les langues minoritaires en France ». La lecture édifiante du livre de Georg Kremnitz *Die ethnischen Minderheiten in Frankreich*, paru en 1975, s'est naturellement imposée à moi. J'ai été immédiatement impressionnée par l'ampleur et la richesse de ses publications touchant au domaine d'oc et séduite par la chaleur de son accent du midi. À travers la clarté et la limpidité de ses écrits scientifiques, il a certainement réussi à toucher et mobiliser un large public!

J'en arrive maintenant à un autre jalon tout aussi précieux sur le chemin de mes pérégrinations hors de l'Hexagone : la découverte de la littérature d'oc avec Peter Kirsch. J'ai pu suivre régulièrement ses cours et me nourrir de ses études de littérature française, francophone et occitane. Peter Kirsch s'éloignait du centre, quittait le territoire de l'Hexagone, non pas mû par un simple désir d'exotisme, mais toujours pour mieux éclairer et appréhender la France. J'ai vu alors se dessiner de multiples contacts le plus souvent conflictuels entre langues et cultures marquées par des rapports de domination. Le voisinage relativement harmonieux entre la littérature d'oc et la littérature française du début des Temps modernes a été supplanté par l'installation de la littérature d'oc dans une attitude oppositionnelle, dans un contre-espace de création. L'intérêt pour les relations transversales a germé, étayé par des rapprochements inattendus tels que Michel Tournier et Max Roqueta, Jean-Paul Sartre et Robert Lafont, Victor Hugo et Frédéric Mistral, Pierre Corneille et Guilhem Ader. J'ai vu se dérouler l'histoire d'une littérature dominée, appelée à prendre une envergure européenne.

À travers les colloques de l'AIEO (Association internationale d'études occitanes), l'université d'été occitane de Nîmes et plusieurs éditions de l'Estivada (Festival interrégional des cultures occitanes), j'ai eu l'opportunité et la chance de rencontrer des écrivains et des spécialistes de littérature et linguistique occitanes qui m'ont ouvert des espaces inexplorés et accueillie en hôte dans cette communauté des occitanistes ouverte et intégrative. Toutes et tous ont été inspirés par Robert Lafont, par son itinéraire d'intellectuel hors pair. Écrivain, scientifique et penseur dont l'œuvre multiforme foisonne d'idées fécondes, il a toujours été à l'affût des évolutions de l'Histoire, avec son regard clairvoyant et sa largesse de vue qui en font l'homme d'action que nous connaissons dans un

espace occitan qu'il a toujours pensé dans le cadre français, mais dans une France fédérale. Comme le souligne de manière imagée Joan-Claudi Forêt:

L'écrivain aime adopter ce que nous appelons la posture du guetteur. Il ne s' imagine jamais sur des sommets inaccessibles, trop haut perchés ou trop éloignés des activités humaines. Lafont n'est pas un alpiniste. Loin de le couper orgueilleusement des hommes, ces sommets lui permettent au contraire de les observer avec empathie. Le recul et la hauteur favorisent l'observation lucide et large, la réflexion qui en découle et la descente en lice pour agir parmi les hommes. (Forêt 2013: 180)

Un nouveau jalon a été posé sur mon chemin le jour où m'a été confié par mon collègue Peter Cichon le proséminaire de civilisation occitan/français « Au carrefour des cultures d'oc et d'oïl », que j'ai eu le grand plaisir d'assurer pendant onze ans. L'opportunité m'a ainsi été offerte de faire fructifier toutes mes recherches et réflexions au cours de mes pérégrinations dans l'espace occitan, de présenter et d'analyser des traits distinctifs et complémentaires des cultures d'oc et d'oïl à travers l'Histoire, les langues, les littératures, la musique, l'architecture. L'espace occitan et la France du Nord jouent chacun leur rôle en alternance et en contact tout au long de l'Histoire. Qu'il me soit permis d'évoquer ici mon collègue occitaniste, Alexander Sigmund, qui a suivi mon premier proséminaire occitan/français au semestre d'hiver 2011 et fait entretemps un brillant parcours : il est actuellement chargé des cours de langue et de civilisation occitanes à l'Institut d'Études romanes de l'Université de Vienne. Je me souviens de l'étudiant ouvert et engagé, qui est venu un jour après un cours me demander quelle était cette langue utilisée sur un panneau qu'il avait découvert dans le vieil Antibes, sans savoir que c'était précisément la ville où j'avais grandi. Il s'agissait certes bien d'une variante dialectale, mais issue d'une langue romane minoritaire, l'occitan. Son chemin vers ses terres d'élection, vers sa passion pour la linguistique et la culture occitanes semble être en quelque sorte être un peu parti d'Antibes... Il a repris actuellement le flambeau des études d'occitan à Vienne et tant qu'il l'aura entre ses mains, la flamme ne s'éteindra pas.

À l'orée de ce chemin jalonné de rencontres revigorantes et stimulantes se dessine le visage de mon professeur d'allemand à l'Université de Nice, André Souyris, et j'entends encore résonner dans ma tête la phrase qu'il a prononcée avant mon départ pour Vienne en 1980: « Je vous laisse aller vers votre destin ». Il est malheureusement décédé cet été à l'âge de 94 ans, dans la campagne *montpelliéraine*, au sein d'un hameau perdu dans la garrigue. Il a laissé un vide à jamais, mais un legs précieux! Nous avons entretenu des liens d'amitié profonde et j'ai

passé de belles et riches journées d'été au Mas Rouch pendant plus de vingt ans. J'étais loin d'imaginer quand j'étais étudiante à Nice qu'il était originaire du Rouergue et connaissait la vie paysanne du Segala, qu'il parlait la langue d'oc et avait bien connu le grand écrivain occitan Joan Bodon, instituteur à Durenque comme son propre père...

Il aura donc fallu que mon chemin passe par Vienne pour faire un retour sur mes racines occitanes, élargir mon espace et enrichir ma pensée. Mon regard a embrassé les terres du Languedoc et du Rouergue et des liens profonds ont été tissés. À Argelliers, le village où est né le poète, prosateur et dramaturge Max Roqueta, dont la voix occitane enracinée dans la garrigue montpelliéraine touche à l'universel, les portes du domaine viticole encore dans la famille Rouquette se sont ouvertes en grand un beau jour d'été, quand j'ai sonné à la grille et évoqué les noms de Peter Kirsch et Georg Kremnitz.

C'est dans l'appropriation culturelle véhiculée par la langue occitane, dans cette émergence de nouveaux pans de mon identité occitane que j'ai vu se dessiner ce que Robert Lafont m'a légué en utilisant le terme « aliénée » autour d'une tasse de café. J'aimerais ici lui rendre un hommage reconnaissant à l'occasion du centenaire de sa naissance, ainsi qu'à tous les collègues et amis occitanistes de l'Université de Vienne qui m'ont accompagnée sur mon chemin et contribuent largement au maintien de la langue occitane. Comme Max Roqueta le souligne dans les mélanges offerts à Peter Kirsch pour ses 60 ans:

Étrangers de naissance à nos provinces, ils sont venus vers nous, avec déjà un capital de sympathie et de curiosité, de fraternité même, qui nous les fit adopter du premier jour et s'intégrer à nos rangs comme s'ils y étaient nés. (Roqueta 2001: 65)

Je terminerai ce petit hommage à Robert Lafont présenté sous la forme d'un parcours personnel jalonné de rencontres revigorantes et stimulantes, sur la voie de la désaliénation, en faisant retentir le message que nous délivre ce grand penseur, épris d'un espace occitan ouvert et de liberté, et qui a une résonance toute particulière devant un public d'enseignant.e.s et d'étudiant.e.s:

[...] on m'a reproché mon statut d'universitaire et mon choix biographique d'intellectuel, mais justement, si j'ai choisi l'enseignement, alors

que j'aurais pu prendre la carrière préfectorale, c'était parce que là, devant les enfants, puis devant les jeunes gens, je faisais acte de liberté de parole devant leur propre liberté.²

Vienne, septembre 2023

Bibliographie

- Forêt, Jean-Claude, 2013. « Robert Lafont, jardinier de l'Europe », in: Torreilles, Claire (éd.). *Robert Lafont. La haute conscience d'une histoire. Actes du colloque de Nîmes 26-27 septembre 2009*. Canet: Éditions Trabucaire, 178-187.
- Lafont, Robert, 1958. « Pour une géopoétique », in: *Les cahiers du sud*. N° 345, 1er avril 1958, 300-304.
- Lafont, Robert, 1989. *Lettres de Vienne à un ami européen*. Avignon: Aubanel.
- Roqueta, Max, 2001. « Hommage à Fritz Peter Kirsch », in: Adobati, Chantal/Aldouri-Lauber, Maria/Hager, Manuela/Hosch, Reinhart (éds.), 2001. *Wenn Ränder Mitte werden*. Wien: WUV, 64-67.

² Cf. le film de Christian Passuello *Robert Lafont. Un écrivain dans le siècle*, sorti en 2001 (DVD).

Quelques particularités de la première renaissance occitane (1550-1650)¹

Georg KREMNTZ, Vienne

« Jusque vers 1555 l'écrit occitan appartient encore, par sa thématique comme par sa forme linguistique, à la tradition médiévale tardive. Après 1560, en Provence comme en Gascogne, une nouvelle langue littéraire est née et les influences de l'Europe moderne, Italie et France surtout, submergent la tradition. » Lafont (1974, 10)

1. Introduction

A côté de sa floraison littéraire, l'occitan est la seule langue romane qui connaît, dès le XIII^e siècle, des débuts d'élaboration, dans le sens de Kloss (1967). Ont été répertoriées plusieurs tentatives de grammaires qui parfois revendiquent les débuts d'une fonction normative (Schlieben-Lange 1991). Après la fin de la Croisade contre les Albigeois² et la destruction de la société occitane médiévale, ces efforts s'effiloquent peu à peu. De même, la littérature occitane perd sa force novatrice, les derniers troubadours écrivent vers la fin du XIII^e siècle ; ils seront imités et dépassés par les écrivains d'autres littératures européennes, principalement Italiens ou Catalans (considéré comme « le tout dernier troubadour », Jordi de Sant Jordi, 1400-1424, est vraiment tardif). L'écriture occitane perd sa valeur exemplaire. Il n'est donc pas surprenant que l'on ne connaisse guère, de nos jours, les poésies qui éclosent dans le contexte des Jeux floraux de Toulouse (à partir de 1323), leur qualité ne pouvant se comparer à celle des textes troubadouresques, car elles s'insèrent dans le cadre de règles

¹ Je remercie mon ami François Pic de sa lecture attentive de ce texte et des suggestions précieuses qu'il m'a proposées. Néanmoins, toutes les erreurs qui peuvent subsister sont de ma seule responsabilité.

² En français, on parle d'habitude de la *Croisade contre les Albigeois*. En réalité, il s'agit de plusieurs invasions entre 1209 (invasion des croisés) et 1255 (la chute de Quéribus) dirigés par des pouvoirs différents et avec des buts divergents. Il ne me paraîtrait donc pas faux d'employer le pluriel et de parler de croisades (cf. Roquebert 1999 ; Oberste 2003).

strictes, consignées dans les *Leys d'Amors* ; c'est de la poésie de « maîtres chanteurs » (*Meistersinger*), d'artisans littéraires. Les genres littéraires qui subsistent sont surtout des genres mineurs. Selon Lafont/Anatole (1970-71, 221-264) on entre dans une phase de *décadence*³.

Sur le plan de la sociolinguistique, la *Renaissance* en Europe occidentale est plutôt une *naissance* : le monopole d'une langue, le latin, sur certaines catégories de textes, surtout prestigieux, est peu à peu supplanté par un concert de plusieurs langues – toujours langues de pouvoir dont quelques-unes se constituent, en cette même période, en tant que langues – qui doivent assumer de plus en plus le rôle qui fut le sien. Ce déplacement s'explique, au moins en partie, de l'affaiblissement du pouvoir impérial et de la revendication d'indépendance de la part des autres souverains européens. Le latin perd du terrain. Et ces langues s'étendent à de nouveaux emplois, surtout à la communication institutionnelle, et des efforts d'élaboration commencent. L'invention de l'imprimerie rend, en peu de temps, ces efforts urgents, à la mesure que l'emploi de l'écrit se multiplie. C'est une tendance qui s'observe dans toute l'Europe occidentale (l'Est orthodoxe suivra avec un retard considérable). Le cas de l'occitan est particulier car il est, à ce moment, la seule langue romane de pouvoir et de renommée passée qui retombe dans la situation des langues qui ne sont plus utilisées officiellement. C'est en partie pourquoi on peut distinguer dans ce cas entre *première* et *deuxième* renaissance (celle-ci à partir du XIX^e siècle).

Qu'est-ce qui permet de parler de *renaissance littéraire* ? Un des critères les plus importants est sans doute le renouveau des formes et des contenus, également de la ou des idéologies transportées par cette production, un autre la quantité de la production littéraire qui augmente, parfois nettement, et il convient finalement de regarder du côté de la réception qui se renouvelle également. Suivant tous ces critères, on peut parler de *renaissance* en ce qui concerne la production littéraire occitane de cette période⁴.

En 1539, l'ordonnance de Villers-Cotterêts de François I^{er} prescrit l'emploi du seul français pour tous les écrits à vocation juridique, cela à un moment

³ Ce terme a été employé souvent, surtout appliqué à des littératures en langues dominées. Il faut cependant se poser la question de savoir s'il est vraiment adapté à une description scientifique. Il réunit une observation à un jugement de valeur, mais il n'a guère de valeur descriptive, car ce sont en général les conditions externes qui sont à l'origine d'évolutions de ce genre.

⁴ On peut se faire une idée de l'étendue de cette production imprimée à l'aide de Pic (2011), un répertoire d'une richesse extraordinaire. Il semble d'ailleurs que le terme *renaissance* pour ce mouvement a été employé pour la première fois par Charles Camproux (1953, 83 svv.) et peu après par Robert Lafont (1960).

où le français ne connaît pas encore de norme explicite (une des conséquences de l'ordonnance sera d'accroître les efforts de normativisation). Si au départ un débat sur la définition du terme *français* – est-ce uniquement la langue de la cour ou comprend-elle également les différentes variétés (parmi lesquelles certains compteraient l'occitan) ? – semble se déployer, elle se termine assez rapidement par une solution restrictive. Peu à peu, les textes administratifs occitans disparaissent des territoires du roi, même si les notaires ou les scribes ont au départ des difficultés à manier la langue du souverain ; les derniers écrits officiels en occitan datent de 1600 environ et ne se trouvent qu'à des endroits reculés (Brun 1923). L'ordonnance ne s'applique pas aux territoires qui ne sont pas (encore) français, comme le petit royaume de Navarre. La reine, Jeanne d'Albret (Joana de Labrit, 1528-1572), calviniste, essaye par tous les moyens de stabiliser la souveraineté de son pays, menacée par la cupidité de ses voisins (cf. Kremnitz 1984). Dans ce contexte, elle commande des traductions des textes saints dans les langues de la Navarre, l'occitan béarnais et le basque, textes fournis notamment par Arnaud de Salette⁵ (les Psaumes en occitan) et Joanes Leizarraga (vers 1506-vers 1601, le Nouveau Testament en basque). C'est dans ce contexte que se développe une nouvelle réflexion sur l'occitan. Elle connaît successivement les trois foyers évoqués qui ne semblent guère avoir été en relation entre eux : la Gascogne, la Provence et le Languedoc toulousain.

Il ne faut pas perdre de vue que les trois terres où prend la renaissance occitane sont dans des situations politiques et institutionnelles différentes : la Navarre est souveraine, le reste de la Gascogne appartient en grande partie également à la maison d'Albret, toutefois sous souveraineté française, le Languedoc est sous la domination de la couronne depuis 1271, et en Provence on se souvient de l'indépendance qui précédait l'acte d'Union à la France de 1487. Les Provençaux se plaignent souvent des exactions des fonctionnaires royaux et du non-respect de cet acte de la part de la couronne. On rencontre même des vellétés de retrouver l'indépendance (relative) antérieure. Ces situations différentes créent des différences dans les consciences, mais celles-ci restent locales ou régionales. Il convient d'autre part de se rappeler que cette triple renaissance se déroule au temps des guerres de religion en France auxquelles personne parmi les gens avec une certaine formation ne peut se soustraire.

⁵ Pour les auteurs occitans se pose toujours la question de savoir sous quelle forme on doit écrire leur nom. J'ai opté ici pour la forme française, qui est en général plus facilement repérable dans les divers répertoires.

2. La renaissance en Gascogne

C'est en Gascogne que les réflexions sur la langue, à ce que l'on en sache, sont les plus avancées. S'y mêle une pensée patriotique gasconne, évidente chez Pey de Garros, plus superficielle chez d'autres. Et c'est ainsi en Gascogne que l'on peut parler des premières tendances renaissantistes.

Le représentant majeur de cette renaissance est Pey de Garros (vers 1525-1583). Il est originaire de Lectoure en Armagnac, fait ses études de droit à Toulouse et s'installe, après la Saint-Barthélemy (1572) et l'occupation de sa ville natale par les troupes du roi de France, à Pau où il est avocat général à la Cour souveraine de Béarn. En 1565, il édite ses *Psalmes de David, viratz en rythme gascon* (imprimés à Toulouse), en 1567 ses *Poesias gasconas* (imprimées à Toulouse également) qui contiennent ses réflexions sur la langue qu'il appelle gasconne. Il la connaît en deux variantes : le béarnais officiel (qu'il emploie quand il est en relation avec la cour de Pau) et son gascon lectourois. Il semble que Pey de Garros ait encore une certaine connaissance des traditions graphiques des troubadours, mais dans ses écrits il crée son propre système de graphie qui se compose d'éléments de la tradition mêlés à des innovations par lesquelles il veut rendre la graphie plus cohérente et plus phonologique (dirions-nous aujourd'hui). Garros ne connaît pas l'étendue de l'espace linguistique occitan, mais il emploie le terme *gascon* pour toutes les variétés qu'il rencontre. C'est à cette époque que commence l'emploi du terme *gascon* pour l'ensemble des variétés occitanes (sans doute en relation avec les événements politiques et l'avènement au trône d'Henri IV). Garros oppose le *gascon* au *français*, langue du pouvoir. Toutefois, il parle de la *nacion gascona* (Lafont 1970, 90) et confère ainsi un statut particulier au gascon (il convient toutefois de remarquer que le terme *nation* n'a pas exactement le même sens qu'aujourd'hui ; l'élément de l'origine commune est encore important).

Il fait preuve d'une conscience linguistique gasconne qui apparaît surtout dans les *Poesias Gasconas*. C'est elle qui justifie qu'on le place au début de cette première renaissance occitane. Il prend la défense de la langue en s'adressant à un inconnu qui semble vouloir défendre les mêmes intérêts que lui. Il espère que l'autre voudra « prene la causa damnada / de nosta lenga mesprezada », « per l'hono deu pays sostengue / e per sa dignitat mantengue ». Il espère que « la sazón este q'om se fize / de veze, dam l'ajuda vosta, / davant long tems, la lenga nosta / en tau punct ou milho tornada, / que los anticz l'aven leizada. »⁶

⁶ « Entreprendre la cause perdue / de notre langue dédaignée », « Pour soutenir l'honneur du pays / et maintenir sa dignité », « le moment est venu d'espérer / qu'avec votre secours,

Tous les critiques considèrent ses poésies comme extraordinaires, mais curieusement, elles ne connaissent pas, en leur temps, la réception qu'elles auraient méritée. Ce n'est que sous la deuxième renaissance, à partir du XIX^e siècle, que son œuvre rencontrera l'écho escompté (cf. toujours Berry 1997).

Les autres écrivains de l'époque qui écrivent en occitan gascon n'atteignent pas son niveau. Arnaud de Salette (vers 1540-vers 1594), un pasteur, donne en 1583 sa traduction des *Psaumes* que Jeanne d'Albret lui avait commandée bien plus tôt. Elle se distingue de celle de Garros par l'emploi de la norme béarnaise, mais n'atteint pas sa qualité poétique. Parmi les écrivains les plus connus il convient d'évoquer Guillaume de Salluste, sieur du Bartas (1544-1590), qui en 1578, lors de l'entrée de la reine Marguerite, épouse du futur Henri IV, à Nérac compose un *Dialogue des Nymphes* où trois nymphes, la latine, la française et la gasconne, débattent sur la question de savoir qui aura le droit d'accueillir la reine. C'est la nymphe gasconne qui l'emporte, mais c'est là une victoire sans lendemain : à la cour le français sera la langue littéraire essentielle (Lafont 1970, 86-91). L'avènement d'Henri IV au trône est favorable au gascon (et à l'occitan en général) pour un certain temps, au point que Malherbe, quand il devient poète de la cour en 1605, décide qu'il faut la *dégasconner*. Une certaine conscience gasconne se révèle également chez Guillaume Ader (vers 1570-1638) qui en 1610 par son *Gentilome gasconn* (imprimé à Toulouse encore une fois) glorifie le roi Henri IV (mais au moment où cet ouvrage est publié cette période se termine déjà).

A cette époque, la Gascogne compte avec un nombre considérable de poètes en gascon (l'anthologie de Pierre Bec, 1997, énumère douze noms, et elle ne prend en considération que les plus importants) parmi eux de grands noms comme André du Pré (vers 1570- ?) ou Bertrand Larade (1581-16 ?), le plus célèbre de ses quatre recueils imprimés en 1604 et 1607 est la *Margalide gascone* de 1604) qui excellent surtout comme auteurs de sonnets, ou Jean-Guiraud Dastros (1594-1648) qui chante la nature sous tous ses aspects. Chez eux, la conscience gasconne est forte. Toutefois, le temps avançant, cette renaissance perd de son caractère revendicatif, et de même la langue intègre de plus en plus des influences du français. Cet oubli du capital culturel accumulé peut se voir dans la *Pastourade Gascone* de Jean de Garros (milieu du XVI^e siècle-après 1616), frère cadet de Pey, poème dédié à mémoire du roi Henri IV, peint par Garros en ami du petit peuple. Il fait preuve d'une certaine conscience gasconne

nous verrons, / avant longtemps, notre langue / revenue en tel point, et mieux tournée / que les anciens ne l'avaient laissée. » (cit. d'après Gardy 1997, 56-57).

mais semble ignorer les efforts linguistiques de son frère, ne guère connaître les traditions graphiques occitanes et suivre grosso modo le modèle français.

3. La renaissance en Provence

En Provence, le renouveau des lettres occitanes commence un peu plus tard et par un texte curieux dû à la plume de Jean de Nostredame (vers 1507-1577), frère du célèbre astrologue Nostradamus. Il compose *Les vies des plus celebres et anciens poetes provençaux, qui ont floury du temps des Comtes de Prouence* (Lyon : Marsilij, 1575) qui sera traduit et publié la même année en italien. Ce livre est le premier texte qui revendique ouvertement l'héritage des troubadours. On a pu dire : « Ce livre a une importance immense. Il reconstruit la dignité culturelle occitane [...] » (Lafont/Anatole 1970-71, 303). Cependant, Nostredame détourne et confine les troubadours au seul territoire de la Provence, en « corrigéant », le cas échéant, leurs biographies. Ainsi, Jaufré Rudel (de Blaye) est transféré en Provence (p. 23), Arnaud Daniel (originaire du Périgord) également. Parmi les textes qu'il insère il en est de sa propre plume. Le livre a du succès, il redécouvre les troubadours mais falsifie parfois l'héritage. Ses très nombreux lecteurs, pas toujours critiques, colportent durablement ses inventions qui se retrouveront dans certains ouvrages jusqu'au XIX^e siècle ; même François Raynouard (1761-1836), l'éditeur de la grande anthologie *Choix des poésies originales des troubadours* en six volumes, sera encore en quelque endroit sa victime. Contrairement à une opinion longtemps répandue, Nostredame a également utilisé l'occitan pour ses propres écrits ; mais son histoire de la Provence est restée manuscrite (Gardy 1997, 23 ; Casanova 2013).

En ce XVI^e siècle, le poète le plus important en Provence est sans doute Louis Bellaud de La Bellaudière (vers 1543-1588), originaire d'Aix. Au cours d'une vie mouvementée, il est plusieurs fois emprisonné et en tire matière pour ses écrits, décrivant les malheurs des prisonniers avec un réalisme certain. L'ensemble de son œuvre ne sera imprimé qu'après sa mort, en 1595 à Marseille, par les soins de son oncle par alliance Pierre Paul (vers 1554-vers 1615 ?) : *Obros et rimos prouvençalos / Le Don-don infernal / Lous Passatens*. C'est là, volumineux, le premier livre sorti des presses de l'imprimerie installée dans la ville par le dictateur Charles de Casaulx (1547-1596) qui semble ainsi vouloir affirmer un réel particularisme marseillais ; on lui prête même des idées de séparatisme.

Parmi les autres représentants de cette renaissance en Provence on peut citer surtout Robert Ruffi (1542-1634), un grand bourgeois de Marseille. Il insiste sur les anciennes libertés de la Provence, semble regretter le royaume disparu et devient historiographe officiel de l'éphémère République de Marseille

sous Casaulx. Chez lui, une tendance renaissantiste est indéniable, il pense que « les muses provençales reprendront leur essor » (Lafont/Anatole 1970-71, 311), davantage que chez Bellaud qui tire parti surtout de ses expériences personnelles. Une certaine importance revient par la qualité de ses vers à Michel Tronc (1562/1563-1596) qui fait preuve d'un certain réalisme, mais dont l'impact renaissantiste est faible. Plus tard, ce seront surtout des textes carnavalesques et burlesques, des comédies en occitan provençal qui circuleront, de l'aixois Claude Brueys (vers 1570-après 1628) ou de son compatriote Gaspard Zerbin (1590-1650 ?). On peut se demander si ces textes ont encore un contenu de revendication renaissantiste ou s'ils ne sont pas imperceptiblement passés dans les genres mineurs où l'emploi de la langue fait partie des indicateurs de la catégorie du texte. On sait que vers la même époque certaines villes acquièrent une certaine réputation par l'activité de théâtre carnavalesque qui s'y déroule.

4. La renaissance toulousaine et languedocienne

La dernière région occitane à entrer dans le concert de cette première renaissance est le Languedoc. Toulouse en est l'épicentre rayonnant et joue un rôle certain pour des écrivains originaires de la Gascogne orientale. Les quartiers toulousains au sud-ouest de la Garonne parlent toujours gascon. Qui plus est Toulouse développe une importante université et de nombreux collèges. C'est une ville avec plusieurs imprimeries. S'y exercent donc d'innombrables relations, attractions et synergies. En plus, Toulouse est une ville riche, grâce au commerce du pastel. Mais depuis la fin de la Croisade contre les Albigeois, le clergé catholique y joue un rôle prépondérant, avec de nombreuses et puissantes congrégations. La mémoire historique des comtes de Toulouse s'éteint progressivement, et l'occitan, s'il demeure la langue quotidienne, ne trouve guère de défenseurs, comme dans la Gascogne voisine.

Ainsi, il n'est pas étonnant que le premier poète généralement cité, Auger Gaillard (avant 1540-après 1593), qui se déclare charron de profession, donne plutôt l'impression d'écrire en témoin de son temps que de penser à une renaissance. Ce qui est sûr c'est son origine populaire. Natif de Rabastens dans la vallée du Tarn, il déclare lui-même ne pas bien parler le français (cette affirmation peut paraître plus ou moins gratuite, mais elle correspond vraisemblablement à la réalité) : « mas en francés ieu n'i sabi pas gaire, / melhor parli la lenga de ma maire » (Lafont/Anatole 1970-71, 321)⁷. Il emploie la langue, l'écrit selon les conventions graphiques du français qu'il ne maîtrise pas entièrement, mais

⁷ « Car je ne connais guère le français, / je parle mieux la langue de ma mère. »

il n'a pas de culture linguistique occitane, il appelle même sa langue *rabastinesco*, n'ayant pas de terme plus général à sa disposition (Gardy 1997, 68). Sa conscience linguistique ne dépasse guère ce cadre. Des éléments de réalisme littéraire se mêlent à sa volonté (en grande partie frustrée) d'ascension sociale.

L'écrivain le plus important de cette renaissance toulousaine, le plus largement édité, lu, traduit, imité au cours des siècles suivants, est incontestablement Pierre Goudouly ou Goudelin (en occitan : Godolin), né en 1580 et mort en 1649 à Toulouse. Il appelle sa langue le *moundi* (aujourd'hui *mondî*), la langue des Raymond, les anciens comtes. De la sorte, il s'inscrit dans une certaine historicité, régionale, voire locale⁸. Dont toutefois, il est fier. Bien qu'il connaisse la production gasconne antérieure et contemporaine jusqu'à un certain degré – elle est pour lui surtout comique et paysanne (Lafont/Anatole 1970-1971, 360) –, il se limite au *moundi*, qui peut devenir *toulousan* ou *toulousenc*. Le gascon est pour lui comique et paysan (Lafont/Anatole 1970-71, 360), bien qu'il connaisse plusieurs poètes de son temps (par exemple Bertrand Larade de Montréjeau, son strict contemporain plusieurs fois imprimé à Toulouse, mais non pas Pey de Garròs, semble-t-il). Sa conscience linguistique est par conséquent surtout locale. Mais il veut élever sa langue au niveau des grandes langues littéraires de son époque. Son premier texte connu sont les *Stansos [...] a l'burouso memorio d'Henric Le Gran, inbincible Rey de Franço e de Nabarro* (1610). Quelques années plus tard, paraît *Le Ramelet moundi* (Le bouquet toulousain, 1617), son texte le plus important. Il connaît plusieurs éditions. À côté de la dignité qu'il exige pour sa langue, il écrit des textes carnavalesques et burlesques, et ce seront surtout ceux-là qui lui assurent une gloire durable. Godolin s'inscrit dans le système social de son temps et ne revendique guère. Ce faisant, il écrit en un occitan riche et pur, se démarquant ainsi de la plupart de ses contemporains.

Pendant longtemps, Godolin servira d'exemple littéraire à ses compatriotes, toulousains comme gascons, mais rares sont ceux qui atteindront son niveau. Parmi les plus importants, il convient d'évoquer le montpellierain Isaac Despuech-Sage (1583-1642) et ses *Folies* (1636) que l'on peut compter parmi les libertins, et François de Cortète (1586-1667) qui se signale surtout par ses pièces de théâtre, au contenu attrayant mais manquant parfois de sûreté linguistique. D'autres successeurs de Godolin se limitent aux genres carnavalesque et parfois bucolique.

⁸ D'autre part, il y a un jeu de mots sur *moundi* : on peut rapporter ce mot également au latin *mundus* (=la terre), de cette façon il prend une autre dimension. Ce jeu de mots est certainement présent dans le texte anonyme du *Miral* (miroir) *moundi* de 1781, on ne peut pas dire si Godolin le connaît déjà (communication personnelle de Robert Lafont).

5. Et après ?

Cette renaissance qui commence par l'œuvre considérable de Pey de Garros est un acte majeur de présence intellectuelle mais en même temps les auteurs lisent leurs contemporains qui écrivent en français, parfois ils se laissent inspirer par eux ; de cette façon, elle prépare, dans un certain sens, l'intégration de la littérature occitane dans la française. Si Garros revendique énergiquement un statut pour sa langue *mespreçada*, cette revendication s'affaiblit au fil des décennies. Elle reste implicite, car si la francisation intellectuelle fait des progrès pendant ce siècle, les écrivains du XVII^e siècle s'efforcent encore d'utiliser une langue de qualité, même si parfois ce but n'est pas entièrement atteint. D'autre part, les sujets traités se rapprochent de plus en plus de ceux des textes en français. La « grande » littérature aspire la « petite », pour ainsi dire. Certes, il y a une production ininterrompue en occitan pendant tout le XVII^e et XVIII^e siècles, mais elle représente de plus en plus des formes d'une littérature de second rang, se limitant le plus souvent aux genres comiques, voire scabreux. Cela n'empêche pas la parution de quelques textes de grande qualité, mais ils restent l'exception. L'anthologie du *rococo occitan* récemment publiée montre que le nombre des textes littéraires est considérable, mais qu'il ne s'agit que rarement de textes d'une grande originalité (cf. Courouau 2017) ; seuls quelques-uns de leurs auteurs sont restés dans la mémoire collective.

Parmi les particularités les plus remarquables de cette renaissance on peut constater qu'elle se déroule dans trois zones différentes qui ne se connaissent pratiquement pas (en dehors de quelques contacts entre Toulouse et la Gascogne). C'est donc une décentralisation étonnante. En plus, c'est vraiment une re-naissance, elle tente de redonner à l'occitan (ou plutôt à certaines de ses variétés) la gloire qu'elle avait au Moyen-Âge. Mais en même temps, elle reste partielle : elle ne couvre pas l'ensemble du domaine géographique, et elle renonce curieusement à des efforts normatifs, alors que les mouvements parallèles de cette période s'y appliquent beaucoup. On peut en conclure que les auteurs occitans ont internalisé que leur langue n'est plus une langue de pouvoir. C'est pourquoi elle peut s'éteindre peu à peu.

Pour voir éclore de nouveaux textes littéraires importants, il faudra attendre la *seconde renaissance* occitane à partir du début du XIX^e siècle.

Bibliographie utilisée

- Bec, Pierre, 1997. *Le siècle d'or de la poésie gasconne (1550-1650)*. Anthologie bilingue. Paris : Les Belles Lettres.
- Berry, André, 1997. *L'œuvre de Pey de Garros, poète gascon du XVI^e siècle*. Edition établie par Philippe Gardy et Guy Latry. Bordeaux : Presses Universitaires.
- Brun, Auguste, 1923. *Recherches historiques sur l'introduction du français dans les provinces du Midi*. Paris : Champion.
- Camproux, Charles, 1953. *Histoire de la littérature occitane*. Paris : Payot [1971].
- Casanova, Jean-Yves, 2013. *Historiographie et littérature au XVI^e siècle en Provence*. L'œuvre de Jean de Nostredame. Turnhout : Brepols.
- Courouau, Jean-François, 2017. *Le Rococo d'Oc*. Une anthologie poétique (1690-1789). Toulouse : Presses Universitaires du Midi.
- Gardy, Philippe, 1997. *Histoire et anthologie de la littérature occitane*. Tome 2 : L'âge du baroque (1520-1789). Montpellier : Presses du Languedoc.
- Kloss, Heinz, 1967. „Abstand-Languages and Ausbau-Languages“, *Anthropological Linguistics*), 29-41.
- Kremnitz, Georg, 1984. « Remarques sur les données du conflit linguistique en Béarn et Gascogne au XVI^e siècle. » In : *Arnaud de Salette et son temps. Le Béarn sous Jeanne d'Albret*. Actes du colloque international d'Orthez 1983. Orthez : Per Noste, 259-269.
- Lafont, Robert, 1960. *Petite anthologie de la renaissance Toulousaine de 1610*. Bertrand Larade, Guillaume Ader, Pierre Godolin. Textes originaux, avec une introduction, des notices, des notes et un lexique. Avignon : Aubanel.
- Lafont, Robert, 1970. *Renaissance du Sud*. Essai sur la littérature occitane au temps de Henri IV. Paris : Gallimard.
- Lafont, Robert, 1974. *Baroques occitans*. Anthologie de la poésie en langue d'oc 1560-1660. Avignon : Aubanel.
- Lafont, Robert/Anatole, Christian, 1970-71. *Nouvelle histoire de la littérature occitane*. Paris : P.U.F., 2 vols, avec une seule pagination.
- Nostredame, Jean de, 1575. *Les vies des plus celebres et anciens poetes provençaux, qui ont floury de temps des Comtes de Prouence*. Lyon : Marsilij [reprint: Hildesheim/New York: Olms, 1971].
- Oberste, Jörg, 2003. *Der « Kreuzzug » gegen die Albigenser*. Ketzerei und Machtpolitik im Mittelalter. Darmstadt : Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Pic, François, 2011. *La Bibliographie de l'Écrit imprimé (en) occitan de la fin du XV^e à la fin du XVIII^e siècle*. Du corpus à la constitution de l'objet : matériaux pour l'histoire externe de la Littérature occitane. Vienne (Autriche) : thèse univ., non publiée, 2 vols.

- Raynouard, François Just Marie, 1816-1821. *Choix des poésies originales des troubadours*. Paris : Firmin-Didot, 6 vol.
- Roquebert, Michel, 1999. *Histoire des Cathares*. Hérésie, Croisade, Inquisition du XI^e au XIV^e siècle. [Paris :] Perrin.
- Schlieben-Lange, Brigitte, 1991. "Okzitanisch: Grammatikographie und Lexikographie." In: Günter Holtus/Michael Metzeltin/Christian Schmitt (Hg.), *Lexikon der Romanistischen Linguistik*. Tübingen: Niemeyer, Band V,2, 105-126.

Oberwaltersdorf, 12 février 2022/21 août 2023

Charta (sporca) in Poesie: la funzione proemiale di un testo pasoliniano «retroattivo»

Clara CARDOLINI RIZZO, Manduria

Nel 1970, esce per Garzanti il volume pasoliniano di liriche «vecchie»¹ *Poesie* in cui confluisce una selezione – curata personalmente dal poeta – di testi tratti dalle precedenti raccolte *Le ceneri di Gramsci* (1957), *La religione del mio tempo* (1961) e *Poesia in forma di rosa* (1964)² e introdotti dal contributo, scritto dall'autore su richiesta dell'editore, *Al lettore nuovo*. Nella seconda parte di quest'ultimo, s'incontra *Charta (sporca)*, «[...] l'ultima poesia» dall'andamento narrativo e dai contenuti allegorici «di questo libro di poesie nato durante la farsa, / a cui» Pasolini «in quanto poeta», come lui stesso dichiara nei versi, «partecip[a]»³. Se il progetto di una raccolta di liriche che unisse una parte della produzione poetica sancendone la conclusione sul fronte stilistico⁴ cominciò a farsi strada dalla seconda metà degli anni Sessanta, la messinscena ingannevole cui l'autore allude negli emistichi citati⁵ ne delimita, a livello cronologico, la fase redazionale. Essa coincide col quadro storico-artistico internazionale e italiano⁶ nel quinquennio '65-'70 estendibile al decennio '60-'70. La repressione russa del tentativo riformatore in Ungheria (1956) e in Cecoslovacchia (1968), il viaggio accelerato nello sviluppo economico (1958-1968) privo di una riflessione sul suo valore intrinseco e il sessantotto sono, per Pasolini, i principali eventi sintomatici della pagliacciata ideologica e istituzionale in atto in Italia e negli altri Paesi che concorrono alla perdita di rilievo della figura dell'intellettuale umanista. Sì, perché, per un uomo di fede come Pier Paolo, contravvenire, da comunisti, ad azioni di modifica degli assetti politici esistenti, favorire le disuguaglianze sociali, avere

¹ Pasolini 1970: 6. D'ora in poi alla raccolta si farà riferimento, se necessario, con la sola sigla P. Quando le poesie citate sono tratte da P, il riferimento a quest'ultima sarà omissso. Inoltre, per ogni poesia, alle pagine si rinvierà soltanto alla prima occorrenza.

² D'ora in avanti alle suddette raccolte si farà riferimento in testo e in nota con le sigle CG, RT, PR.

³ *Charta (sporca)*, 13, vv.75-77. D'ora in poi la poesia sarà indicata in nota e nel testo con la sigla CS. Considerato che, nel volume, i versi occupano le pp.11-13, si darà conto, nel corso del commento, dei soli versi.

⁴ Cfr. Pasolini 2021: 1342-1343, 1345-1346.

⁵ P: *Le ceneri di Gramsci*, 18-22, vv.38, 168; *La Resistenza e la sua luce*, 75, v.10.

⁶ Cfr. Moroncini 2019; De Fiore 2018.

il portafoglio pieno in tasca e condurre rivolte da borghesi figli di papà significa essere ipocriti, poiché traditori, nei fatti, degli ideali marxisti professati. Pertanto, egli si dissocia dal farisismo che imperversa nella società contemporanea⁷, autodennunciandosi al lettore come compartecipe, suo malgrado, nelle vesti di artista, di quella commedia mondana. Aleggja il senso di colpa nel suo animo perché, pur lucidamente consapevole della crisi della funzione intellettuale, nello scenario neocapitalistico, continua ostinatamente a scrivere. Anzi, diradando la produzione narrativa e in versi e ricorrendo quasi totalmente al cinema, utilizza un nuovo mezzo massivo di comunicazione per fare arte, conferendo a quest'ultima, tramite un moderno strumento di attacco e di difesa, un'innata tempra⁸. Rimodula il suo programma poetico adattandolo al contesto, facendo di sé una delle vittime predilette di un sistema mercificatore disposto a premiare la normalità e a punire i diversi⁹. Tuttavia, non può fare altrimenti, poiché la poesia ha per lui un valore assoluto e sacro¹⁰: è un'esperienza totalizzante sia per l'autore sia per il destinatario, i quali in essa s'incontrano nella dimensione umana del «sogno / goethiano»¹¹ della *Weltliteratur*, zona di trapasso spaziale e cronologico in cui il racconto assume connotati universali, divenendo, perciò, sacro, ossia degno di venerazione. Ma il valore assoluto della poesia racchiude anche il significato etimologico di atto sciolto (*solutus*) da (*ab-*) ogni condizione e, quindi, libero e religiosamente fondato. Ciò spiega la sincerità con cui chi scrive si confessa al lettore, che, a livello culturale ed emotivo, diventa così anche lui parte di qualcosa insieme ad altri¹². Il lemma “poesia” (v.75), dunque, in poliptoto con “poesie” (v.76) e coinvolto, con “poeta” (vv.53, 77), in una figura etimologica, muove l'umanità: attraverso le passioni, la sposa e la sposta. La sua rilevanza emerge, altresì, dal ruolo di parola-chiave svolto nell'omonimo campo semantico comprendente, oltre ai suddetti, anche i termini: “charta” (nel titolo), “parole” (vv. 6, 17, 9, 27, 37, 57, 58, 65, 78), “chiarezza” (v.50), “dire” (v.50), “parlare” (v.71), “parlo” (v.72), “scrivere” (v.78), “libro” (v.76) e “versi” (v.78). Proprio tramite uno di essi, l'atto poetico si congiunge alla sensazione di aver peccato esperita dall'io lirico e connessa al laidume presente nel titolo del testo: il «Mondo Occidentale» (v.2) è sporco così

⁷ Cfr. Bevilacqua 2014.

⁸ Ciò è enfaticizzato, sul fronte retorico, in CS, dall'assonanza, in fin di verso, tra i lemmi “forza” (vv.73, 74) e “parola” (v.78) e dalla consonanza tra il sostantivo “poeta” (v.53) e l'aggettivo “armato” (v.32).

⁹ Cfr. *La realtà*, 132, vv.191-193. Sul tema cfr. De Benedictis 2017.

¹⁰ Cfr. Verbaro 2017; Gallo 2014; Mastrodonato 2012: 127-140.

¹¹ *Le ceneri di Gramsci*, vv.203-204.

¹² *La realtà*, vv.136-140.

come lo sono le sue carte, attraverso cui i pensieri corruttivi divengono atti. La causa è da ricercare nel conformismo borghese voluto da un «Partito realistico» (v.13) e improntato a valori quali l'«Integrazione» (v.3), la «carriera» (v.7) e «la ricerca del successo» (v.49), l'essere «utile» (v.8), il «grondare di colpe per rapporti» (v.9), «il culto della famiglia» (v.10), il presentarsi come «persone perbene per dar credito alla lotta» (v.11), il compiere «migliaia di piccoli atti di quotidiano disonore» (v.12). Chi agisce all'insegna del profitto prestandosi come attore al falso spettacolo di un inarrestabile consorzio in salita – evidenziato, sul fronte retorico, dalle consonanze “persone” / “perbene” (v.11), “disonore” (v.12) / “salire” (v.13) / “onori” (v.13) –, assassinando le individualità, avanzando nei gradi dell'impiego smanioso del riconoscimento altrui dei propri meriti, intesendo relazioni multiple e apparenti, coltivando l'immagine di congregazioni familiari perfette, ma macchiandosi tutti i giorni il corpo di vergogna, non è presente, ossia non è vivo nel pensiero e nell'animo. In lui è sepolto ogni obbligo religioso, etico, legislativo e sociale. Soltanto se dimentico dei propri «Doveri» (v.1), con la “d” maiuscola, può prodigarsi per avere il capo cinto da una corona di «allori» (v.3), simbolo di sapienza e di gloria, non «allora» (v.4) – si noti la paronomasia –, ma nell'immediato presente, resagli per il suo lassismo. In tal modo, completamente assimilato alla collettività costituita, senza esserne bandito per aver scelto di isolarsi e di fare della poesia la propria preghiera, ponendosi al servizio di un dio terreno, può contribuire alla «Riv...[olta]» (v.4) della società. Così il poeta «monaco» (v.5)¹³ abile nel trasfigurare in strofe la sua religione «lo buttano» (v.6): è immondizia da cestinare. È questo, per Pasolini, il grande paradosso del sudicio Occidente: considerare, da immondo, sporco ciò che non lo è e conferire medaglie di valore all'immoralità, a chi, nel «preoccuparsi della sua carriera» (v.7), trasuda angoscia per far guadagnare, con un lavoro subordinato da «operaio» (v.10) e con il sacrificio del proprio sé, rispetto a un «Partito realistico» (v.13), che, con insolenza, si dichiara attendibile. Difatti, la doppiezza, il «restare ambigui» (v.48) è, secondo il poeta, il primo degli oltraggi peggiori: coprire la verità con un beffardo velo di Maya la rende suscettibile d'interpretazioni varie e infinite che distruggono l'«UNO» (v.52), ossia il bene platonicamente¹⁴ inteso come tutto ciò che agli individui appare desiderabile e fine ultimo da raggiungere nella propria esistenza. Tuttavia, il principio unificatore è identificabile anche con un modo organico di sentire poeticamente

¹³ Il monaco ritorna in *Il glicine*, 116, v.127; *Lavoro tutto il giorno come un monaco*, 124, v.1; *La realtà*, v.148.

¹⁴ L'identificazione dell'«UNO» con il bene è rafforzata dalla sua consonanza con i lemmi “buona” (v.51) e “umano” (v.52). Pasolini lesse Platone durante il periodo di convalescenza a casa in seguito all'ulcera che lo costrinse a letto nel '66: cfr. Pasolini 2021: 217.

le cose appartenute a Pasolini fin dagli anni universitari del sodalizio con gli amici Serra, Leonetti e Roversi e portato in scena in *Recit*¹⁵. Basti pensare a *Eredi*, progetto di rivista sperimentale del '41 antecedente *Setaccio* e *Officina* e animato da un programma sovraindividuale, che non andò, purtroppo, a buon fine, a causa delle restrizioni ministeriali sull'uso della carta¹⁶, non ancora, però, a quell'altezza, reputata «sporca». La seconda infima offesa all'uomo, in quanto essere razionale e determinante, è, secondo il poeta friulano, l'irrisolutezza, che, alimentata dall'equivocità, gli impedisce di schierarsi e genera l'incoerenza divisoria tra il desiderio di solitudine e la pulsione verso la fama. L'assenza d'ordine di idee, visibile, sul fronte stilistico, nel difetto di evidenza, induce l'individuo a esistere in modo non rispondente alle regole del vivere civile e gli impedisce di lasciarsi trapassare dalla luce e di risplendere di purezza. Così la borghesia ha disorientato e tuttora distrae, secondo Pasolini, i giovani, confondendone, anche con tartassanti epanalessi linguistiche¹⁷, senza che ne siano consapevoli, i «sogni» (vv.58, 64), illudendo, in particolar modo, i letterati, prefigurando loro un «futuro umano / dispensatore di gloria» (vv.52-53). In merito, riaffiora, nel testo, in modo cifrato, l'allusione alla «cosa» (v.56)¹⁸, di matrice marxista¹⁹, perno del romanzo del '62, come pensiero onirico nettamente opposto agli obiettivi altisonanti di grandezza borghesi: il comunismo connaturato all'essere persona che si manifesta nei piccoli gesti quotidiani, non nella rivoluzione.

Si apre così nei versi il discorso sul vero significato dei termini “rivoluzione”, “religione” e “santità”. Secondo il tartufismo borghese, essere improntati ai valori suddetti vuol dire essere uomini «seri» (vv.31, 65), non lascivi nei riguardi dei propri sogni (v.66), completamente lontani da qualunque ilarità e, quindi, «virili» (vv.31, 65), nel pieno delle energie fisiche e morali²⁰. La virilità, al contrario, per Pasolini, come esplicitato nell'unica strofa di CS, fortemente

¹⁵ Cfr. *Recit*, 43, vv.13-14.

¹⁶ Cfr. Pasolini 2021: 39.

¹⁷ Si ripetono i lemmi “serietà” (vv.31, 65), “virilità” (vv.31, 65), “santità” (vv.18, 47), “forza” (vv.73, 74), “sogni” (vv.55, 58, 64, 66, 74), “borghesia” (vv.51, 67, 68), “uno” (v.52) e il sintagma “Confusione dei Sogni” (vv.55, 64). Alcuni di essi, oltre a costituire una rima interna – “serietà” / “virilità” (vv.31, 65) –, danno origine a una rima baciata a distanza: “virilità” (v.31) / “serietà” (v.65) / “santità” (v.47).

¹⁸ Cfr. Pasolini 2009.

¹⁹ Cfr. Marx 2018: 199. Su Pasolini e Marx, ma non solo, cfr. Barberi Squarotti 1965.

²⁰ Pasolini tratteggia un ritratto preciso delle persone serie e virili in Pasolini 2009²: 176-181.

antitetica²¹, coincide con il ripudio dell'inerzia, della coscienza borghese razionale e «organizz... [ata]» (v.33), con la disorganicità²². La rivoluzione non è una lotta strutturata, ma è gettarsi col «corpo nella lotta» (v.34), cioè azione – parallelismo messo in luce, nei versi, a livello retorico, dalla consonanza tra i lemmi “lotta” (v.11) e “atti” (v.12). Tuttavia, i ragazzi combattono con un corpo epa-nalettico (vv.34, 42) dietro cui si cela uno spirito non adeguatamente plasmato senza curarsi della sua «debolezza» (v.35). Ritengono tale impalcatura inessenziale – «superfluo» (v.36) – e «indesiderat[a]»: il corpo è causa di allontanamento (*de-*) dello sguardo interno (*in-*) dalle stelle (*siderare*), ossia non consente alla voce lirica di assurgere alla gloria poetica. È chiaro, dunque, che esso rappresenta metaforicamente, come comprovato dalla sua assonanza con il segno linguistico “studioso” (v.33), la forma dell'atto poetico, cioè lo stile. Pasolini ne denuncia lo scherno di cui, tra doveri e implosioni linguistiche, sebbene «eternamente crocifisso» (v.42), con i «piedi abbandonati»²³, condannato a un supplizio eterno – «un giorno come tutti gli altri, con la sua croce»²⁴ –, riprodotto, per sineddoche, da «croste» (v.42), è, in CS, oggetto. Pertanto, se la virilità, come noto, è, altresì, connessa alle capacità sessuali, il poeta rileva con rammarico che l'unica sua manifestazione che, secondo lui, non avrebbe eco, è, invece, nella società contemporanea, «una cosa privata su cui è bene sorvolare, tacere» (v.43). Un mondo impudico, che arriverà a tutelare, nel '78, il diritto della donna all'aborto, da Pasolini duramente condannato, in uno dei suoi interventi più noti²⁵, può davvero scandalizzarsi di fronte alla lettura o alla visione di una scena d'intimità e ancor più se i protagonisti sono del medesimo sesso? Non è, forse, più pervertito uccidere, con il benessere dello Stato, un bambino in grembo? È più irreligioso amare o togliere la vita a qualcuno che non può difendersi? Sono queste le contraddizioni intollerabili per un marxista umano²⁶ quale Pier Paolo. Esse derivano dal vuoto della forma: dentro un uomo prestante, in corsa, nel '70, verso il benessere non c'è criterio di giudizio e d'azione, dietro uno stile non scabroso non c'è verità, quella che i «politici» (v.40) cercano

²¹ Si noti l'uso ricorrente di avverbi e congiunzioni avversative – “altrimenti” (v.5), “ma” (vv.16, 19, 35, 69) anaforico (vv.57, 59), “invece” (vv.33, 72), “bensì” (v.48) e “anziché” (v.70) – enfatizzato da figure etimologiche basate su un criterio oppositivo: “disonore” (v.12) / “onori” (v.13), “utile” (v.8) / “inutilizzabile” (v.15).

²² Cfr. Siti 2022.

²³ *Il pianto della scavatrice*, 39, v.326.

²⁴ *Le belle bandiere*, 169, v.196.

²⁵ Cfr. Pasolini 2008: 98-104.

²⁶ Così Pasolini definisce sé stesso in *Gli intellettuali del '68: manicheismo e ortodossia della «Rivoluzione dell'indomani»*: cfr. Pasolini 2008: 27.

di occultare dando una pacca «sulle spalle» (v.38) ai loro compagni, dimentichi, in quell'istante, «della debolezza corporale» (v.37), della fragilità della forma. Dunque, i «parlamentari» (v.39) possono essere pubblicamente corrotti, la poesia, ammesso che possa essere «sporca», può esserlo soltanto tra parentesi. Le sue scurrilità devono essere omesse poiché infastidirebbero i moralisti benpensanti e sono classificate nel testo come «parole illeggibili» (vv.6, 9, 17,27, 37, 57, 58, 65), «c. s.» (vv.9, 17, 27), ossia, appunto, «*charta* (sporca)», per non urtare la finta sensibilità di chi taccia di indecenza chi racconta la vita senza contraffazioni. Ma, talvolta, qualche blasfemia scappa – «(merda)» (v.17)²⁷, «puttana» (v.63)²⁸ -, non sempre tra parentesi, e con essa viene a galla, nelle ultime battute, anche la verità: se così, la poesia è una «farsa» (v.76) di cui Pasolini «partecip[e]» (v.77) si sente in colpa, provando vergogna, sentimento che ignora chi compie delitti contro l'amministrazione pubblica, inducendo, con la sua opera, altri al male.

Vivere secondo l'etica borghese fa acquisire una «santità equivoca» (v.18), una riverenza ambigua per cui non vale la pena perdere la faccia. Essa, però, rafforza il ceto medio nei suoi privilegi dispensandolo da critiche e censure e consentendogli di godere, puntando «poco per perdere o vincere poco» (v.21), cioè senza mettersi totalmente in gioco, dall'alto della sua condizione di bestia morta e perfida – «carogne» (v.28)²⁹ -, della vista di chi, nella lotta per l'esistenza, smarrisce tutto, anche se stesso, passando erroneamente per un *pater captivus*, ossia per un prigioniero malvagio che genera disumanità pur non avendola mai conosciuta: «non abbiamo fatto infatti in tempo a esser cattivi figli / che siamo già cattivi padri» (vv.26-27). Una scena il cui solo pensiero fa insorgere, nell'animo del poeta, un'impressione violenta di ribrezzo – «horror mundi» (v.23) – che si acuisce quando riflette sulla «gran soddisfazione» del «desiderio di morte» (v.29) dei ricchi di fronte al dramma efferato dei poveri, i quali, pur non volendo rinunciare alla vita, crepano, immeritatamente infangati di ferocia e volgarità per attenuare l'ansia e i sensi di colpa di chi di loro non si è mai «preoccupato» (v.30). La vera santità è, quindi, secondo Pasolini, un corollario dell'anticonformismo naturale e, pertanto, talvolta, rude, del popolo semplice e vero a cui il poeta, «come i poveri povero»³⁰, sente di appartenere. Ma sul capo pasoliniano, in CS, la «Borghesia» (v.67) pone «la corona di quercia» (*ibidem*), conferita, nell'antica Roma, al militare che aveva salvato la vita di

²⁷ Il termine riaffiora in *Anche oggi, nella malinconica fisicità*, 200, v.45.

²⁸ Il lemma ritorna in *Sesso, consolazione della miseria*, 65, v.2; *Il desiderio di ricchezza del sottoproletariato romano*, 72, v.26; *Una coltre di primule. Pecore*, 121, vv.24-26.

²⁹ Il termine «carogne» ritorna in *Sesso, consolazione della miseria*, v.17.

³⁰ *Le ceneri di Gramsci*, v.147. Sul populismo cfr. Asor Rosa 1966.

un cittadino in battaglia. Per Pasolini tale gesto è un'onta: la sua non è una guerra combattuta per la nazione³¹, ma per la comunità, come evidenziato dall'epanalessi del pronome «Noi» (vv.24, 30) e, sul fronte metrico-ritmico, dal numero elevato di sinalefi (ben settantotto) rinvenibili negli emistichi. Dunque, considerando la rima baciata “integrazione” (v.3) / “funzione” (v.69), si può facilmente dedurre che il poeta creda che l'essere inserito completamente in un gruppo sociale non sia necessariamente sinonimo di efficienza. Anzi, pensare questo è una pazzia, enfatizzata dall'assonanza dello stesso lemma “funzione” con l'aggettivo “folle” (v.69). Se, inoltre, come si legge in apertura del testo, per gli occidentali, «bisogna assentarsi ogni tanto dai luoghi dei Doveri» (v.1), e se, come noto, l'attribuzione della corona di quercia consentiva, in passato, a chi la riceveva di essere esente, insieme al padre e al nonno paterno, dai doveri pubblici, l'offesa è maggiore: il poeta ideologicamente orientale è assimilato ai borghesi³². L'ingiuria cresce ancora quando la «Classe Operaia» (v.68) compie un bieco atto sintomatico dell'aver perso il lume della ragione: «usa tale testa incoronata contro la Borghesia» (v.67), ossia la strumentalizza, in modo improprio, vantandosene, per i suoi fini. Secondo lo scrittore friulano, conferire medaglie al merito per creare assenso, incitando all'amore verso una patria e una razza, è un modo per sedare le coscienze «popola[ndo] il mondo di uomini deboli» (v.70), cioè remissivi e acritici, «anziché di santi» (*ibidem*), ossia di sapienti eroici e ribelli. Per chiarire la natura della fragilità, che lo riguarda, Pasolini scomoda Dante e il «Terzo Cielo» (v.71), quello di Venere nel *Paradiso*. Egli, come Carlo Martello, personaggio dell'ottavo canto della terza cantica dantesca, profetizza gli inganni di cui sarà vittima la propria discendenza³³ e depreca il traviamiento della società umana: gli uomini costringono al sacerdozio coloro che sono nati per la guerra e fanno re chi è invece incline a predicare³⁴. Pasolini, dunque, constata che il mondo va al contrario: la società neocapitalistica degli anni Settanta, apparentemente in marcia verso un progressivo stato di salute, procede a ritroso. L'economia avanza, ma le religioni e la civiltà retrocedono. Ciò trova conferma, nel testo, in una serie di parole composte col prefisso *ri-*, messo in evidenza con il termine «Riv ...» (v.4), nel quarto decasillabo, e indicante il ritorno a una fase anteriore: “*ri-coperti*” (v.2), “*ri-cadono*” (v.14), “*ri-*

³¹ Cfr. «nazionalismo che sbianca di furore» (*L'alba meridionale*, 196, v.39).

³² Cfr. *Vittoria*, 221, vv.243-244.

³³ Cfr. Alighieri 2010: 176-177, vv.1-12 (canto IX). Sul pensiero pasoliniano su Dante cfr. Pasolini 1972: 109-120. Contributi non autoriali sul tema sono, invece, quelli di Desideri 2021; Santato 2021; Lonardi 2009.

³⁴ Cfr. ALIGHIERI, *op. cit.*: 166-167, vv.136-148 (canto VIII).

voluzione” (v.54). Il saturare massivamente ogni luogo comporta, per costrizione, l’occultamento, volontario o meno, della realtà; il progresso tecnologico causa l’involuzione etica. Sicché i mutamenti radicali in atto si configurano agli occhi del poeta come una “*ri*-voluzione” nel senso etimologico del termine, ossia come un “tornare indietro” alla barbarie retriva e conservatrice che guasta gli animi, sottolineata dalla rima interna tra i due aggettivi con suffisso *-bile* – «miserabile e inutilizzabile» (v.15).

Ancora: similmente a Folchetto di Marsiglia, nel nono canto della terza cantica dantesca, Pasolini sferra, nei versi che seguono, un’invettiva contro la Chiesa, unicamente interessata ad accumulare ricchezze³⁵, e si sente vicino agli ultimi, come lo spirito di Raab, la prostituta di Gerico, divenuta degna del Paradiso per aver favorito l’impresa di Giosuè in Terra Santa³⁶. La fragilità umana che Pier Paolo si imputa come peccatore è l’essere stato un «uomo debole» (v.72), un integerrimo utopista, che, ora, disilluso, si aggrappa, con ancora più violenza, alla sua «forza» (vv.73, 74), al suo vigore etico e ideologico, permeante pure i testi successivi a CS³⁷. Il carattere profetico dei versi pasoliniani troverebbe conferma anche in una seconda possibile chiave di lettura che porterebbe a identificare l’«uomo rapito nel Terzo Cielo» (v.71) con San Paolo, rievocato più avanti nel ricordo di un noto quartiere romano³⁸ e il quale, in una delle lettere rivolte alla congregazione di Corinto, parlò dell’uso che di lui Dio fece come apostolo – aspetto collegabile alla strumentalizzazione suddetta messa in atto dalla «Classe Operaia» (v.68) nei confronti della «testa incoronata» (*ibidem*) pasoliniana – e delle rivelazioni dalla divinità a lui affidate³⁹. Il riferimento al missionario farebbe acquisire ai versi un tono anticlericale: il poeta dichiara di voler parlare non di santi celesti, ma di santi umani, terreni. Allora, avere una religione significa, per Pasolini, possedere, con senso critico e coscienza, il complesso di sentimenti e credenze che lo legano a ciò che egli ritiene sacro, la poesia, rispetto alla quale la santità è vocazione a compiere con amore i propri doveri intellettuali che consente a chi scrive di divenire oggetto di culto e venerazione, anche senza corone d’alloro sulla testa.

³⁵ Cfr. *ivi*: 184-186, vv.127-142 (canto IX).

³⁶ Cfr. *ivi*: vv.109-126 (canto IX).

³⁷ Cfr. *Le ceneri di Gramsci*, v.140; *La Resistenza e la sua luce*, v.1; *Poveri, allegri cristi quattordicenni*, 92, v.103; *Appendice alla «Religione»: una luce*, 103-105, vv.13, 59; *Il glicine*, v.189; *Fai pochi passi, e sei sull’Appia*, 123, v.14; *La realtà*, v.389.

³⁸ Cfr. *A un Papa*, 109, v.9.

³⁹ San Paolo 1987: 1774-1775.

Si è detto, pocanzi, che, nei testi seguenti CS, ritorna la polemica anticlericale preannunciata negli emistichi suddetti della poesia che apre la silloge e rintracciabile, per esempio, sia in CG⁴⁰ che in PR⁴¹. Insieme ad essa riaffiorano altre tematiche: il conformismo borghese, la società di massa neocapitalistica, la desistenza rivoluzionaria e il vuoto esistenziale che da essi deriva, contenuti centrali in RT ma riscontrabili anche negli altri volumi⁴². Tuttavia, le trasposizioni contenutistiche da CS ai componimenti successivi sono persino molto più nette. Si considerino, *in primis*, le più evidenti: la mancanza di lindore dei fogli trasmigra in CG⁴³, in RT⁴⁴ e in PR⁴⁵; nell'immagine, visibile sempre in CG, del poeta che, pur cosciente di desiderare l'identificazione con il proletariato, sa di essere da quest'ultimo diverso⁴⁶, e nel distacco dalla medesima realtà sociale in RT⁴⁷ e in PR⁴⁸, riaffiora la differenza tra io lirico e «Classe Operaia» (v.68) che del primo strumentalizza la «testa incoronata» (*ibidem*); la virilità sessuale riemerge nel corso del dialogo con Gramsci successivo all'*excursus* sul poeta inglese Shelley, in CG, quando Pasolini confessa di essere sedotto dal sesso⁴⁹, e quest'ultimo tinteggia frequentemente i versi pasoliniani⁵⁰; la turpitudine di CS si riaffaccia in *Recit* con riferimento all'accusa di oscenità fatta al romanzo Ra-

⁴⁰ Cfr. *Le ceneri di Gramsci*, vv.83-84.

⁴¹ Cfr. *Non so che amarezza, che fraterno rimpianto*, 148, vv.8-9. Cfr. anche *Poema per un verso di Shakespeare*, 164, vv.322-335.

⁴² Cfr. *Le ceneri di Gramsci*, vv.118-119; *Una polemica in versi*, 52, vv.129-133; *Serata romana*, 63, vv.1-14; *Scheletri col vestito di Toscano*, 122, vv.26-27; *Poema per un verso di Shakespeare*, vv.191-193; *La realtà*, vv.171-174, 326-327; *Una disperata vitalità (I)*, 172, vv.1-3; *Una disperata vitalità (II)*, 174, vv.18-21; *Nuova poesia in forma di rosa*, 189, vv.84-87.

⁴³ Cfr. *Le ceneri di Gramsci*, vv.1, 281-282, 110; *Il pianto della scavatrice*, vv.99-100.

⁴⁴ Cfr. *Serata romana*, v.39; *Sesso, consolazione della miseria*, v.6; *Il desiderio di ricchezza del sottoproletariato romano*, vv.11-12.

⁴⁵ Cfr. *Vittoria*, vv.71-72.

⁴⁶ Cfr. *Le ceneri di Gramsci*, vv.136-140.

⁴⁷ Cfr. *Serata romana*, vv.1-16; *Il desiderio di ricchezza del sottoproletariato romano*, vv.1-5; *Questi due che per quartieri sparsi*, 94, vv.64-76.

⁴⁸ *Ecco, sono stato condannato*, 150, vv.22-25.

⁴⁹ Cfr. *Le ceneri di Gramsci*, vv.220-254.

⁵⁰ Cfr. *ivi*, vv.92, 220-223, 253; *Una polemica in versi*, v.69; *Verso le Terme di Caracalla*, 64, v.7; *Sesso, consolazione della miseria*, v.1; *Il desiderio di ricchezza del sottoproletariato romano*, v.51; *Due giornate di febbre! Tanto*, 82, v.36; *L'ossessione è perduta, è divenuta*, v.44; *Scheletri col vestito di Toscano*, v.52; *La realtà*, vv.41, 93, 121, 144, 160; *Poema per un verso di Shakespeare*, v.230; *Nuova poesia in forma di rosa*, v.139; *Anche oggi, nella malinconica fisicità*, v.128.

gazzzi di vita e da cui i versi prendono spunto; l'autoesclusione e l'annessa solitudine, vastamente diffuse negli emistichi⁵¹, si fanno nuovamente strada nel ricordo dei primi tempi dell'esilio pasoliniano, dopo la fuga dal Friuli per atti inverecondi⁵², e nella scena raffigurante dei pendolari soli⁵³, in CG; la «corona di quercia» (v.67) posta sul capo del poeta per il servizio militare prestato si collega con l'accusa che Pasolini rivolge ai comunisti, in CG⁵⁴, di mancanza di passione e incapacità di servire il popolo. Ancora: l'oltraggio di cui Pasolini ritiene di esser vittima, poiché incluso dalla società borghese nella categoria sbaigliata di santi⁵⁵, viene più icasticamente in superficie nel titolo della prima sezione, *Umiliati e offesi*, della seconda parte di RT; il concetto di inutilità dal quindicesimo verso di CS è trasferito all'atto di sciogliere il senso della fede poetica⁵⁶ in RT e alla dialettica illusoria degli anni Cinquanta che il poeta friulano concepisce come tale in PR, in seguito alla delusione per gli sviluppi della vicenda politica e intellettuale italiana; l'idea di rivoluzione coincidente con il gettarsi col «corpo nella lotta» (v.34) ritorna in CG⁵⁷, in RT⁵⁸ e in PR⁵⁹. Non è da meno, altresì, il ricorso a una lingua poetica tendente alla prosa e al saggismo che, presente in CS, caratterizza le tre sillogi accolte in *Poesie*, raggiungendo l'apice dello sviluppo nella forma dell'epigramma e della canzone con taglio moralistico in RT – come enfatizzato dallo stesso autore con il sintagma «carta del

⁵¹ Cfr. *Le ceneri di Gramsci*, v.260; *Recit*, vv.65-66, 104; *Verso le Terme di Caracalla*, v.37; *Sesso, consolazione della miseria*, vv.15-16; *Il mio desiderio di ricchezza*, 67, v.20; *L'ossessione è perduta, è divenuta*, v.32; *La realtà*, v.217; *Per misteriosa elezione, ora lo scirocco*, 145, v.36; *Ecco, sono stato condannato*, v.42; *Poema per un verso di Shakespeare*, vv.152, 180, 336; *Le belle bandiere*, vv.133, 140, 154, 158, 187-188, 213, 237; *Vittoria*, vv.83, 192.

⁵² Cfr. *Il pianto della scavatrice*, vv.1-78.

⁵³ Cfr. *La Terra di Lavoro*, 56-58, vv.8-64.

⁵⁴ Cfr. *Una polemica in versi*, v.103.

⁵⁵ Il concetto di santità si ritrova in *ivi*, v.195; *Un'educazione sentimentale*, 74, v.13; *Due giornate di febbre! Tanto*, v.34; *Sì, certo, era un Dio ... e altri meno pazzi*, 96, v.3; *Una coltre di primule. Pecore*, vv.7, 11; *La realtà*, v.200; *I Santi? Non sono, non sono questi i Santi*, 145, v.1; *Poema per un verso di Shakespeare*, vv.177, 373; *Anche oggi, nella malinconica fisicità*, v.58; *Vittoria*, v.185.

⁵⁶ Cfr. *Avrei voluto urlare, e ero muto*, 84, vv.3-8.

⁵⁷ *Le ceneri di Gramsci*, v.237.

⁵⁸ Cfr. *Poveri, allegri cristi quattordicenni*, v.93; *Il glicine*, v.157.

⁵⁹ Cfr. *La realtà*, vv.168, 137-138, 354-355, 386; *Una disperata vitalità (IV)*, 178, v.17; *Nuova poesia in forma di rosa*, v.131; *Vittoria*, v.227; *Anche oggi, nella malinconica fisicità*, v.309. Al concetto di rivoluzione è assimilato, nei versi della raccolta, quello di lotta: cfr. *Una polemica in versi*, vv.75, 88; *Vittoria*, v.10. Entrambi, in CS, insieme a “forza” (vv.73, 74) e “protesta” (v.5), appartengono al medesimo campo semantico facente capo alla parola-chiave “rivoluzione”. A sottolineare la rilevanza di “forza” e “lotta” (vv.73, 74) interviene, inoltre, la loro ricorrenza epiforica.

poema»⁶⁰ – e della scrittura narrativa in versi (*Poema per un verso di Shakespeare, Frammento epistolare, al ragazzo Codignola*) in PR, ma anche la trattazione di temi che riguardano un'intera comunità con toni polemici di denuncia della coeva situazione socio-politica, rievocata nella nuova forma di poesia civile di CG cui Pasolini allude nella raccolta del '64⁶¹. Infine, l'uso della terzina dantesca e la citazione del «paradiso»⁶², nello stesso volume del '57, non contengono, forse, un implicito riferimento al Dante chiamato in causa dal «Terzo Cielo» (v.71) negli emistichi di CS? Pertanto, se, come noto, un qualsiasi testo con funzione proemiale introduce e sintetizza tutto il racconto in versi mettendo in evidenza ciò che preme maggiormente al poeta, CS, nei cui emistichi Pasolini riassume e presenta gli snodi della vicenda che sarà sviluppata nell'opera, è il componimento letterario introduttivo a *Poesie*: in esso l'autore pone le premesse di ciò che sarà detto dopo anticipando, con funzione prolettica, temi che ricorrono nei testi successivi. Per guidare il lettore verso una più facile individuazione degli argomenti-chiave che dalla poesia d'apertura trasmigrano nelle altre, il poeta li trascrive, in CS, con l'iniziale o con tutti i grafemi in maiuscolo: «Doveri» (v.1)⁶³, «Mondo Occidentale» (v.2), «Integrazione» (v.3), «Riv...» (v.4), «Deve» (v.7), «Partito» (v.13)⁶⁴, «Intoccabile» (v.20)⁶⁵, «Noi» (vv.24, 30), «Ci» (v.30)⁶⁶, «UNO» (v.52), «Rivoluzione» (v.54), «Confusione» (vv.55, 58, 64)⁶⁷, «Sogni» (vv.55, 64)⁶⁸, «Borghesia» (vv.67, 68), «Classe Operaia» (v.68), «Terzo

⁶⁰ *L'ossessione è perduta, è divenuta*, 84, v.45.

⁶¹ Cfr. *Una disperata vitalità* (VIII), 185, vv.8-9.

⁶² *La Terra di Lavoro*, vv.121, 138.

⁶³ La nozione di dovere ritorna in *Avrei voluto urlare, e ero muto*, v.27; *Sì, certo, era un Dio ... e altri meno pazzi*, v.5; *Appendice alla «Religione»: una luce*, v.15.

⁶⁴ Il «Partito» ritorna in *Sì, certo, era un Dio ... e altri meno pazzi*, v.10.

⁶⁵ Parola che riaffiora con un sinonimo, «impalpabile», in *Il mio desiderio di ricchezza*, v.28.

⁶⁶ Per l'idea di comunità espressa attraverso l'uso della prima persona plurale soggetto e complemento nella raccolta cfr. *Le ceneri di Gramsci*, v.23; *Una polemica in versi*, v.19; *Il glicine*, v.102; *Il sole, il sole. Come già in fondo a marzo*, 146, v.11; *Nuova poesia in forma di rosa*, v.20; *Una disperata vitalità* (II), v.58.

⁶⁷ La confusione ritorna in *Le ceneri di Gramsci*, v.117; *Il pianto della scavatrice*, v.100; *Poveri, allegri cristi quattordicenni*, v.5; *Supplica a mia madre*, 125, v.17; *Una disperata vitalità* (VI), 181-182, vv.8, 14, 27.

⁶⁸ La dimensione onirica, enfatizzata dalla figura etimologica, a tratti in poliptoto, «ha sognato» (v.54) / «sogni» (vv.55, 58, 64, 66) / «sogna» (v.59), riaffiora in *Il pianto della scavatrice*, v.345; *Lacrime*, 78, v.47; *L'ossessione è perduta, è divenuta*, v.44; *Avrei voluto urlare, e ero muto*, vv.26, 102; *Poveri, allegri cristi quattordicenni*, vv.23, 29; *La realtà*, v.384; *Ecco, sono stato condannato*, v.41; *Poema per un verso di Shakespeare*, vv.237, 241; *Le belle bandiere*, vv.1, 15, 42, 57, 78, 89, 92, 140; *Nuova poesia in forma di rosa*, vv.19, 78; *Vittoria*, vv.6, 97.

Cielo” (v.71), “FINE” (v.78)⁶⁹. Tra i lemmi citati, quello che senza dubbio contiene, interpretato in contesto, implicitamente un indizio a sostegno della tesi esposta è “FINE”. Difatti, negli emistichi conclusivi, si legge: «[...] Non c’è alcuna ragione / di scrivere in calce a questi versi la parola FINE» (vv.77-78). Quindi, se, mettendo in rapporto i concetti e le loro enunciazioni, il poeta ritiene, con ferma convinzione, che non sussista neanche un fondamento oggettivo e intelligibile che possa indurlo a porre in fondo al testo, come termine di chiusura, uno designante il componimento suddetto come ultima parte dell’opera, si può facilmente dedurre, per antitesi, che, al contrario, esistano dei motivi più che legittimi per tracciare, a piè di pagina, come segni terminali, i grafemi di un’altra parola: “INIZIO”. In quest’ottica, dunque, CS è una poesia che funge da *incipit*, ossia da proemio alla raccolta del ’70. Non solo, ma gli emistichi summenzionati si collegano al principio di una nuova fase stilistica, nata dalla consapevolezza della perdita di senso della figura dell’intellettuale umanista, che riduce la poesia a funzioni pratiche, con esiti ironici, presenti anche nei versi di CS, evidenziati dalla figura etimologica “scherzo” (v.43) / “scherzarci” (v.45) e rintracciabili, per esempio, nel titolo del componimento e nell’omissione delle parole scurrili dal suo corpo testuale che, “sporche”, sono indicate, tra parentesi come «parole illeggibili» o, appunto, «c.s.»⁷⁰.

Orbene, si rintraccia, inoltre, nel sessantaquattresimo verso, un ulteriore indizio a supporto di quanto sostenuto, circa la data di composizione del testo, redatto, se il poeta, nel momento in cui scrive, precisa che l’«oggi» (v.64) coincide con il 1969, l’anno precedente la pubblicazione di *Poesie* (1970). Il tempo redazionale è confermato dal titolo della poesia *L’ottobre del 1969* a cui CS segue, come terzo testo, nella raccolta *Trasumanar e organizzar* (1971), nella quale successivamente confluisce. La connessione tra i due testi, inoltre, è comprovata dal fatto che, nei versi di *L’ottobre del 1969*, si ripete frequentemente, tra parentesi e in corsivo, il sintagma «parola illeggibile», anche al plurale⁷¹, anticipando così il suo ricorso in CS. Dunque, l’antecedenza temporale della fase di stesura della poesia rispetto a quella della stampa della raccolta simboleggia metaforicamente la funzione proemiale di CS, componimento collocato, nel volume, prima di tutti gli altri.

⁶⁹ La parola “fine” ritorna, spesso come epifora, in *Le ceneri di Gramsci*, v.106; *Il pianto della scavatrice*, v.405; *Una polemica in versi*, v.82; *Continuazione della serata a San Michele*, 70, v.6; *Appendice alla «Religione»: una luce*, v.36; *Per misteriosa elezione, ora lo sciocco*, vv.9, 19.

⁷⁰ Cfr. *supra*, p.4.

⁷¹ Cfr. Pasolini 2021²: *L’ottobre del 1969*, 554-556, vv.5, 42, 82.

A ciò si sommi che Pasolini, nel trafiletto introduttivo al testo, afferma di voler «conclud[ere]»⁷² la sua prefazione a *Poesie* «aggiungendo, come in appendice»⁷³, il componimento CS. Pertanto, con “appendice” non si deve intendere una parte accessoria collocata alla fine del volume, ma un’aggiunta posta all’inizio per chiarire gli intenti autoriali e i temi sviluppati al suo interno. Invero, data la collocazione del testo al termine, in un’apposita sezione, «II»⁷⁴, di *Al lettore nuovo*, l’espressione pasoliniana deve essere sciolta come “in appendice al testo *Al lettore nuovo*”, che presenta, con lo scopo di orientare chi legge, la silloge. Perciò, anche per tale motivo, CS è una poesia che funge da proemio all’intera raccolta. Difatti, poco dopo, Pasolini asserisce che essa è «una fonte di luce»⁷⁵ con «valore retroattivo»⁷⁶: è il principio, ma anche l’antecedente letterario, sul piano filologico, che mostra la natura reale dell’atto poetico facendo apparire sotto una nuova e trista prospettiva l’operato del popolo e del poeta e avendo effetto per il passato, ossia per dei testi redatti prima del ’69. In tal modo, attraverso l’inserimento di CS nella sezione iniziale di *Poesie*, Pasolini interviene, in un tempo successivo, su una variabile d’ingresso di un sistema poetico antecedente modificandolo. L’azione compiuta non risponde al fine di ordinare organicamente le proprie cognizioni e dottrine, né tanto meno di risolvere le divergenze o di conquistare la benevolenza altrui, bensì di sottoporre a nuovi ripensamenti e critiche il proprio progetto ideologico e culturale, nell’orgogliosa consapevolezza che l’insanabilità è fonte d’ideazione creativa⁷⁷:

Charta (sporva) [...] non contribuirà certo a una sistemazione di questa mia antologia di poesie vecchie, né ad attirarmi simpatie; tenderà anzi a rimettere in discussione tutto, ché in definitiva mi rifiuto, sia inconsapevolmente che consapevolmente, a ogni forma di pacificazione ...⁷⁸

Infine, come in ogni proemio che si rispetti, non manca l’invocazione alla musa ispiratrice, il «Mondo Occidentale» (v.2), trascritto con le iniziali maiuscole nei primi versi del componimento: il dio di Pasolini è «la Realtà»⁷⁹, messa

⁷² P: 11.

⁷³ *Ibidem*.

⁷⁴ *Ibidem*. Ciò, inoltre, si raccorda con un ulteriore elemento: CS, in *Trasumanar e organizzar*, è il titolo della prima sezione del secondo libro.

⁷⁵ *Ibidem*.

⁷⁶ *Ibidem*.

⁷⁷ Cfr. Pasolini 2021: 917.

⁷⁸ P: 11.

⁷⁹ Pasolini 2021: 139. Sul realismo pasoliniano si rinvia al saggio Maggi 2018: 37-51.

in evidenza, in CS, dalla figura etimologica “reale” (v.57) / “realistico” (v.13) e filtrata attraverso gli occhi di quel Marx che sperava potesse fungere da antidoto al suo essere eretico.

Nota bibliografica

- Alighieri, Dante, 2010. *Divina Commedia*. Paradiso. Bologna: Zanichelli.
- Asor Rosa, Alberto, 1966. *Scrittori e popolo*. La crisi del populismo. Cassola-Pasolini. Roma: Samonà e Savelli.
- Barberi Squarotti, Giorgio, 1965. *Letteratura e ideologia*. Bassani, Cassola e Pasolini. Firenze: Olschki.
- Bevilacqua, Piero, 2014. *Pasolini. L'insensata modernità*. Milano: Jaca Book.
- De Benedictis, Maurizio, 2017. *Pier Paolo Pasolini*. Maledetti e anomali. Roma: Lithos.
- De Fiore, Luciano, 2018. *Risposte pratiche, risposte sante*. Pasolini, il tempo e la politica. Roma: Castelvecchi.
- Desideri, Massimo, 2021. *Pier Paolo Pasolini un dantista eretico*. Città di Castello: LuoghInteriori.
- Gallo, Daniele, 2014. *Pier Paolo Pasolini*. Sulle tracce del sacro. Milano: Viator.
- Lonardi, Gilberto, 2009. “Con Dante tra i moderni. Dall’Alfieri a Pasolini (seminari e lezioni)”, in: *Rivista di studi danteschi*, 1/2009, 221-224.
- Maggi, Armando, 2018. “La nostalgia della citazione: Pasolini, Bassani e la questione del realismo”, in: *Studi pasoliniani*, 12/2018, 37-51.
- Marx, Karl, 2018. *Manoscritti economico-filosofici del 1844*. E altre pagine su lavoro e alienazione. Milano: Feltrinelli.
- Mastrodonato, Michela, 2012. “Il mutevole filo rosso del sacro nella poesia di Pasolini”, in: *Revue des études italiennes*, 1-2/2012, 127-140.
- Moroncini, Bruno, 2019. *La morte del poeta*. Potere e storia d’Italia in Pasolini. Napoli: Cronopio.
- Pasolini, Pier Paolo, 2021. *Le lettere*. Con una cronologia della vita e delle opere. Milano: Garzanti.
- Pasolini, Pier Paolo, 2021². *Le grandi poesie*. Milano: Garzanti.
- Pasolini, Pier Paolo, 2009. *Il sogno di una cosa*. Milano: Garzanti.
- Pasolini, Pier Paolo, 2009². *Lettere luterane*. Milano: Garzanti.
- Pasolini, Pier Paolo, 2008. *Scritti corsari*. Milano: Garzanti.
- Pasolini, Pier Paolo, 1972. *Empirismo eretico*. Milano: Garzanti.
- Pasolini, Pier Paolo, 1970. *Poesie*. Milano: Garzanti.

Clara Cardolini Rizzo

San Paolo, 1987. "Seconda lettera ai Corinzi" (11, 5-23; 12, 1-5), in: *La Bibbia*. Nuovissima versione dai testi originali, 1774-1775. Milano: Edizioni Paoline.

Santato, Guido, 2021. "Pasolini e Dante: dagli esordi a Petrolio", in: *Studi e problemi di critica testuale*, 102/2021, 263-297.

Siti, Walter, 2022. *Quindici riprese*. Cinquant'anni di studi su Pasolini. Segrate: Rizzoli.

Verbaro, Caterina, 2017. *Pasolini nel recinto del sacro*. Roma: Perrone.

Le plurilinguisme littéraire en tant qu'expression d'une transculturalité en gestation : l'exemple de Jorge Semprún¹

Georg KREMnitz, Vienne

1. Introduction

Le terme de *transculturalité* jouit actuellement d'une certaine audience qui est due en partie au fait que les autres termes qui tentent de décrire les situations complexes de contact de langues et de cultures révèlent tous certaines insuffisances. Récemment, c'est surtout Jürgen Erfurt et le groupe de recherche qui s'est formé autour de lui à Francfort en relation avec le groupe de Strasbourg autour de Christine Hélot qui tentent de lui donner des contours plus clairs (cf. Erfurt 2021, 97-104). Erfurt considère, dans son livre de 2021, la transculturalité comme le *concept de la description scientifique des dynamiques culturelles aussi bien dans le présent que dans le passé*. Sont objet de ces activités les *processus et structures de relations d'échanges et d'entrelacements* qui s'observent sans doute depuis les débuts de l'humanité. La transculturalité suppose que *les cultures se rencontrent dans leur diversité et que le contact entre elles dépend de débats* souvent complexes. Le plus important dans cette série de critères me semble être celui qui dit que les différentes cultures ne se rencontrent pas en bloc dans les sociétés, mais que ce sont *des individus et des groupes restreints qui entrent en contact avec leurs normes, valeurs, opinions, langues et religions*. Pour résumer, il s'agit, toujours selon Jürgen Erfurt, d'un *processus continu* qui gagne de l'importance avec l'intensification de la globalisation et de tous les phénomènes qui s'y rattachent. Le terme a été créé, encore selon Erfurt, en 1940 par l'anthropologue cubain Fernando Ortiz (1881-1969) qui parle de *tranculturación* pour se différencier du terme d'*acculturation* des chercheurs nord-américains de son temps.

Erfurt insiste sur le fait que ce processus se déroule depuis des temps immémoriaux, mais que jusqu'à présent on s'est peu intéressé aux manifestations

¹ Je remercie mon ami François Pic de sa lecture attentive de ce texte et de ses judicieuses remarques. Cependant, toutes les erreurs qui peuvent subsister sont de ma responsabilité. C'est le texte d'une conférence prononcée le 6 mars 2023 à l'Université de Rouen.

anciennes du phénomène. D'autre part, le plurilinguisme littéraire joue généralement un rôle mineur dans la considération de cette transculturalité. D'un côté, cela est étonnant quand on sait que des textes littéraires peuvent montrer de quelle façon des langues différentes véhiculent des contenus culturels différents et construisent des relations et des ponts entre les cultures. De l'autre côté, cela surprend moins car les discussions actuelles sur la transculturalité se déroulent en général sur des niveaux de compétence langagière assez bas ce qui fait que l'écriture littéraire est souvent considérée comme une pratique d'élites restreintes. Or, il est évident que *dans chaque manifestation langagière d'un individu toutes ses expériences langagières sont virtuellement présentes et peuvent être actualisées*. Nous pouvons en déduire une omniprésence de la faculté linguistique (abstraite ou générale). Chacun d'entre nous qui évolue en plusieurs langues² a sans doute fait cette expérience. L'utilisation de différentes langues ne crée pas uniquement des différences, elle réunit également ce qui est originellement divers. Il faut cependant supposer que ce développement se déroule sur une assez longue durée.

Avant d'entrer dans le vif du sujet, je voudrais insister sur le fait que les formes anciennes de la transculturalité mériteraient davantage d'attention qu'elles ne reçoivent actuellement, surtout en ce qui concerne le plurilinguisme littéraire. Dans ce domaine, les exemples abondent : ne pouvant survoler l'ensemble de l'histoire humaine, on pensera plus spécifiquement aux auteurs médiévaux qui dans leur grande majorité ont (d'abord) écrit en latin, une langue qu'ils ont dû apprendre et qui véhiculait en partie d'autres valeurs et d'autres contenus que les langues qu'ils utilisaient dans leur vie quotidienne (la même observation s'applique aux auteurs slaves qui, pendant des siècles, ont écrit en vieux slavon, langue qu'ils ont d'abord dû apprendre). Un exemple particulièrement intéressant de ce point de vue serait Michel de Montaigne dont la biographie langagière, avec ses effets de transculturation, mériterait des études supplémentaires. Un autre exemple captivant pourrait être le poète romantique allemand Adelbert von Chamisso (Louis Charles Adélaïde de Chamisso, 1781-1838), fils d'émigrés après 1789, devenu poète de langue allemande. À présent, les exemples abondent, la mobilité croissante – souvent forcée – y aidant. On pourrait également penser à des écrivains qui, tout en n'écrivant qu'en une langue, grandissent dans un milieu plurilingue et qui s'approprient peu à peu des éléments des différentes cultures, comme l'Allemand Johannes Bobrowski (1917-1965) qui a passé sa jeunesse en Prusse Orientale et en Lituanie, entouré d'allemand, de lituanien, de polonais, de yiddisch et plus tard de russe ; le cas

² Le terme 'langue' ici pris dans un sens très large, incluant des variétés et même des registres.

de figure est quelque peu différent, mais il mériterait qu'on le prenne en considération.

Ne pouvant parcourir avec vous l'ensemble de l'histoire littéraire sous cet aspect, je vais me limiter à un auteur qui me paraît particulièrement intéressant. Je voudrais présenter des aspects de transculturation à l'aide de quelques propos de l'écrivain Jorge Semprún y Maura, prononcés dans un laps de temps de plusieurs décennies, surtout à l'occasion d'entretiens. D'abord, je voudrais présenter brièvement sa biographie car son nom ne me semble plus très présent, surtout pour les plus jeunes. On pourra constater comment les positions de Semprún, en ce qui concerne ses conceptions linguistiques et culturelles, évoluent grâce à l'accumulation de ses expériences. Je terminerai en tentant de donner une brève synthèse de cette évolution culturelle³.

2. Esquisse biographique de Jorge Semprún

Jorge Semprún⁴ y Maura est né le 10 décembre 1923 à Madrid⁵ ; il appartient à une grande famille de libéraux conservateurs. Son grand-père maternel est Antonio Maura y Montaner (1853-1925), plusieurs fois premier ministre espagnol, originaire de Majorque, partisan d'une « révolution d'en haut » en Espagne pour mettre le pays à l'heure européenne. Malheureusement, le roi, Alphonse XIII (1886-1941), ne saisit pas l'intérêt des réformes envisagées, avec les conséquences que l'on sait : le 14 avril 1931, la deuxième république espagnole est proclamée. Le père de Jorge Semprún, José María Semprún y Gurrea (1892-1966), républicain, devient sous la Deuxième République gouverneur civil de plusieurs provinces et ensuite le dernier représentant diplomatique de la République à La Haye. La mère, Susana Maura Gamazo (1894-1932) meurt tôt, Semprún grandit surtout élevé par des bonnes et des gouvernantes (elles sont

³ Je m'appuie sur des publications personnelles antérieures, notamment G.K., 1993, ²2015, 236-245 et 2022.

⁴ C'est la forme espagnole de son nom. Pendant longtemps, quand il ne pouvait publier qu'en France et plus tard encore, son nom s'est écrit Jorge Semprun. Ce n'est qu'après l'an 2000 environ que le graphie Semprún s'impose en France.

⁵ La présentation la plus exacte de sa vie se trouve dans Semprún 2012. Jean-Louis Panné (sans indication du nom d'auteur) y rassemble les dates les plus importantes : « Jorge Semprún, vie et œuvre 1923-2011 », 13-83. La biographie de Soledad Fox, 2016 ne répond pas à toutes les questions, le livre de Franziska Augstein, 2008 la complète par endroits. Dans les deux livres se trouvent des indications bibliographiques supplémentaires.

le plus souvent de langue allemande, cela explique entre autres sa maîtrise précoce de cette langue). Bien plus tard, le père se remarie, mais entre la nouvelle femme et les enfants les relations restent distantes.

Après le début de la Guerre civile, la famille se trouvant au Pays Basque se sauve en bateau, naviguant de Lekeitio (en Biscaye) à Bayonne. De là, elle retourne en zone républicaine ; quand le père est nommé aux Pays-Bas, elle l'y rejoint en automne. Quand les Pays-Bas rompent les relations diplomatiques avec la République espagnole, au début de 1939, la famille s'installe en France où le père a des relations avec des catholiques progressistes autour de la revue *Esprit*. Jorge, qui à côté du castillan maîtrise bien l'allemand et sait un peu de néerlandais, apprend rapidement le français parlé (il avait déjà des connaissances de lecture). En 1941, il passe le baccalauréat et s'inscrit à la Sorbonne. Très tôt, il s'engage dans la *Résistance*. A cette époque, il est déjà communiste, entre autres à la suite de la lecture de Georg Lukács, *Histoire et conscience de classe* (1923). Le 8 octobre 1943, il est arrêté par la police allemande et en janvier 1944 transféré au camp de Buchenwald. Il survit, en partie grâce à la protection du Parti Communiste qui a su organiser ses structures dans le camp. Le 11 avril 1945, Buchenwald est libéré par des troupes américaines. Semprún peut rentrer en France, passe un été difficile et travaille dorénavant en tant que traducteur pour l'UNESCO, mais surtout pour le Parti Communiste Espagnol en exil. Depuis 1952, il travaille exclusivement pour le PCE, entre 1953 et 1963 une grande partie du temps dans l'illégalité en Espagne. Dès 1954, il entre au comité central du parti.

Lors d'un séjour à Madrid, en 1962, quand il est obligé de se cacher, poursuivi par la police franquiste, il écrit « d'une seule traite », comme il dira plus tard, et en français son premier livre *Le grand voyage* qui décrit son voyage de déportation à Buchenwald au début 1944. Entre temps, il s'éloigne de plus en plus de la ligne politique du Parti Communiste, et critique cette ligne à la suite de ses expériences dans la clandestinité en Espagne (en témoigne par exemple le scénario du film *La guerre est finie*, 1966). En janvier 1965, il est exclu, avec Fernando Claudín (1915-1990), du parti communiste espagnol. Cependant, sa deuxième carrière, celle d'écrivain, a déjà commencé à ce moment-là : en 1963, Gallimard publie *Le grand voyage* qui est couronné du *Prix Formentor*, un des prix littéraires européens les plus en vue. Le prix consiste entre autres dans la publication de l'ouvrage par les 13 éditeurs de 13 pays différents qui le décernent. De fait, l'édition espagnole sera interdite par la censure franquiste.

En réalité, Semprún s'était considéré écrivain dès sa jeunesse, bien sûr en langue castillane. Il en parle dans un entretien de 1973 :

“No decidí en un momento concreto ser escritor. Desde niño lo tenía decidido. Había escrito cantidad de poemas a los diecisiete, dieciocho, diecinueve años.” (Roig 1973, 32)

Cependant, il ne pourra réaliser son rêve immédiatement après la guerre, une distance mentale et temporelle sera nécessaire avant qu’il puisse s’y consacrer. Les ruptures politiques contribuent aussi à allonger ce délai. Une première tentative de traiter littérairement sa période de déportation se termine par un effondrement physique et psychique qu’il décrira dans *L’évanouissement* en 1967. Dans un entretien avec la journaliste autrichienne Sigrid Löffler il se souvient :

« Dès mon retour de Buchenwald en 1945, j’ai commencé à écrire sur ce sujet. Cela ne devait pas devenir un simple témoignage mais une véritable fiction littéraire. [...] Pour moi, l’écriture sur Buchenwald était un retour vers la mort. En écrivant, je me tourmentais de juin jusqu’en hiver 1945. En janvier 1946, j’ai compris que c’était impossible. Je devais me donner le temps, je devais attendre et pouvoir oublier, pour ensuite sortir les souvenirs de nouveau. Pour pouvoir survivre, j’ai refoulé Buchenwald pendant des décennies. [...] Mais, en même temps, je ne pouvais pas écrire sur autre chose. » (Löffler 1992, 66, trad. Fr. G.K.)⁶

Dans ses textes ultérieurs, il revient sans cesse sur l’expérience du camp. Il s’approche de plus en plus de cette réalité dangereuse, réduisant la partie fictionnelle de ses textes et augmentant celle de l’expérience réellement vécue. En 1994 encore, il donne à un de ses ouvrages autobiographiques le titre *L’écriture ou la vie* pour faire comprendre, à quel point il était périlleux pour lui – surtout pendant les premières années – de se tourner vers le passé. C’est peut-être la raison pour laquelle, après le deuxième ouvrage d’essence autobiographique de 1967 (dans lequel, comme dans le premier, beaucoup de détails sont travestis), il se dirige vers des ouvrages plus fictionnels, qui toutefois se déroulent tous dans le présent ou dans un passé immédiat, comme *La guerre est finie* de 1966

⁶ „Sofort, als ich 1945 aus Buchenwald zurückkam, begann ich darüber zu schreiben. Es sollte kein einfacher Zeugenbericht sein, sondern eine wahre Fiktion in literarischer Form. [...] Für mich war das Schreiben über Buchenwald eine Rückkehr in den Tod. Ich qualte mich mit dem Schreiben über Buchenwald von Juni bis in den Winter 1945. Im Januar 1946 sah ich ein, dass es unmöglich war. Ich musste mir Zeit geben, ich musste warten und vergessen können und dann erst die Erinnerungen wieder hervorholen. Um zu überleben, habe ich Buchenwald jahrzehntelang vollkommen verdrängt. [...] Aber ich konnte in der Zwischenzeit auch über nichts anderes schreiben.“

(où les éléments autobiographiques se reconnaissent cependant facilement) ou *La deuxième mort de Ramon Mercader* de 1969⁷. S'ajoutent à cette liste plusieurs scénarios de films importants (comme *Z* ou *L'Aveu*). Il faut attendre la mort de Franco et la réorientation politique de l'Espagne pour lui ouvrir le marché de l'édition espagnole. En 1977 paraît *Autobiografía de Federico Sánchez* (c'était son nom le plus employé dans la clandestinité), son règlement de comptes avec le PC espagnol, et son plus grand succès commercial. De cette façon, il devient également écrivain espagnol reconnu (en réalité, il l'avait toujours été pendant l'époque franquiste car il collaborait déjà à de nombreuses publications de l'exil).

La tentative la plus intéressante de lier les deux langues l'une à l'autre se trouve dans le roman *L'Algarabie* de 1981, où une fiction assez débridée s'empare, pour ainsi dire, des deux langues. Il y tente de soulever par endroits les limites entre elles. Il nous faudra y revenir. Le reste de l'œuvre sera écrit surtout en français, seul le texte autobiographique de 1993 *Federico Sánchez vous salue bien* respectivement *Federico Sánchez se despide de Ustedes*, – qui a pour sujet son passage au ministère de la culture espagnol (1988-1991) –, paraît presque en même temps dans les deux langues⁸. Ce n'est qu'en 2003 qu'il publie son roman en castillan annoncé depuis longtemps, portant le titre *Veinte años y un día*. Par ce texte Semprún se révèle encore une fois écrivain de langue castillane. Il meurt le 7 juin 2011 à Paris.

3. Sur l'évolution des compétences langagières et de la conscience linguistique

Dans son enfance, comme il le raconte plusieurs fois, deux langues sont présentes, le castillan et l'allemand des gouvernantes/bonnes. Les années à La Haye ajoutent, jusqu'à un certain degré, le néerlandais (je ne dispose pas d'informations sur son degré de maîtrise de cette langue), mais quand il arrive en France, début 1939, il sait juste lire le français, comme il dira plus tard : « [...] j'ai lu le français très jeune, avant même d'imaginer que j'aurais à partir en exil et à écrire en français un jour. » (Kohut 1983, 172) Quand il arrive à Paris, il se rend rapidement compte de l'attitude presque hostile des Français à l'égard des étrangers, surtout contre les « Espagnols rouges », comme on disait à l'époque. Il décide d'améliorer rapidement son français afin qu'on ne le reconnaisse plus

⁷ Il s'agit d'un jeu complexe sur plusieurs niveaux dont le héros (?) porte le nom de l'assassin de Lév Trotsky, mais il est un autre.

⁸ Les deux versions sont presque identiques ; mais l'impression est quelque peu différente. Cf. l'analyse de détail de Tanzmeister 1996.

en tant qu'étranger, comme il dit dans le volume *Adieu, vive clarté ...* de 1998 (surtout p. 61 et 79). Il réussit rapidement. Bien plus tard, il insistera sur l'importance du français pour la formation de sa personnalité :

« C'est dans le travail de réminiscence, de reconstruction de ces quelques mois de 1939, en découvrant que l'appropriation de la langue française a joué un rôle déterminant dans la constitution de ma personnalité, que je comprends pourquoi j'ai écrit ce premier livre en français. » (Semprún 1998, 122)

Beaucoup plus tôt, il affirme qu'il ne voulait jamais se laisser assimiler complètement par cette existence en exil :

“Pero al mismo tiempo he procurado no dejarme asimilar. Yo siempre me he mantenido al margen, detrás o por debajo, de esa integración cultural. [...] Un rechazo constante y deliberado de una integración total.” (Roig 1973,33)

De l'autre côté, il adopte sans hésitation le français en tant que langue littéraire ainsi qu'il le dira un peu plus tard :

« Bien qu'ayant toujours gardé ma nationalité espagnole, et étant resté toujours en contact avec l'Espagne, je n'ai jamais écrit qu'un français [ce qui n'est pas tout à fait correct], et ce d'emblée, sans hésitation, dès ce *Grand voyage* pourtant écrit à Madrid alors que je ne parlais qu'espagnol ... Pourtant, je ne cesse de me dire qu'il faudra un jour que j'écrive en espagnol, n'ayant jamais admis définitivement de n'être pas un écrivain de langue espagnole. Parce qu'au fond je n'oublie jamais que je suis un étranger en France [...]. » (Braucourt, 1974, 4)

Cette fissure interne va très loin. Après la publication de l'*Autobiografía* (1977), il dit dans un entretien :

“[...] el problema de la identidad es uno de mis más graves problemas desde siempre, no sé realmente quién soy. El hecho de haber salido muy joven al extranjero, de haber tenido muy joven la necesidad o la posibilidad o el placer de trabajar clandestinamente en la Resistencia francesa, de haber vivido siempre con otras identidades, me ha marcado mucho.

Le diría que casi, casi estoy a gusto con esa pérdida de identidad.” (Montero 1977, 6)

Il est vrai que l'*Autobiografía* apporte un certain équilibre langagier, mais en même temps le sentiment de déchirure s'intensifie. Elle se renforce par le fait que le livre sera lu avant tout comme un ouvrage politique et beaucoup moins comme un texte littéraire, contrairement à ce que l'auteur aurait souhaité, comme il dit à plusieurs reprises. Il aimerait davantage être vu comme écrivain et bien moins comme polémiste politique. Cette attitude maintient vivant le désir d'écrire (également) en castillan. Ce désir, il l'exprime de nombreuses fois dans des entretiens. Il se serait presque réalisé avec *L'Algarabie*, d'après ce que Semprún dit dans un entretien avec Gérard de Cortanze en 1981 :

« Ce livre-là, finalement très ancien, que je traîne depuis 10 ans sous diverses formes, brouillons et étapes dans ma tête et sur ma table, écrit alternativement en espagnol et en français a, pendant des mois, cherché sa langue. Et puis un jour, il est devenu un livre en français. » (Cortanze 1981, 16)

Cependant, ce français est très particulier, comme il dira au cours de ce même entretien :

« Les personnages principaux [...] sont des Espagnols qui vivent en France. Des pages entières y fleurissent le sabir ! Ce que je voulais, c'était réfléchir sur ce langage, sur cette utilisation bizarre du langage qu'ont les Espagnols immigrés qui finissent par parler très mal l'espagnol et à ne jamais réussir à parler correctement le français. » (Cortanze 1981, 16)

Il précisera en 1986 dans un entretien avec Pierre Boncenne :

« [...] avec *L'Algarabie*, le 'charabia' est dû au fait que le livre fut d'abord écrit en espagnol, puis s'est transformé en français. » (Boncenne 1986, 107)

Le titre même de *L'Algarabie* renvoie au mélange de langues, le mot étant employé dans sa forme castillane pour 'baragouin, discours incompréhensible' ; initialement il voulait dire 'arabe' [de l'arabe 'gharb' qui veut dire 'occident, ouest']. On peut interpréter ce roman, qui se déroule à Paris – un Paris fort différent de celui que nous connaissons, car scindé en deux parties dont l'une

est le reste d'une zone occupée par des groupes insurrectionnels d'après 1968, qui se combattent par moments mutuellement, le roman se terminant par l'assassinat du protagoniste – un roman en plus qui se caractérise par plusieurs *mises en abîme* – comme un tournant décisif dans la vie de l'auteur : il prend congé de son passé qui semble définitivement terminé. Il avait espéré, jusqu'à la mort de Franco, retourner vivre tranquillement (?) en Espagne, mais il doit s'avouer en 1981 :

« Ce n'est que dans les trois années qui ont suivi la mort de Franco que j'ai compris que je me trompais, que je ne reviendrais jamais. Je pouvais à la limite faire un effort pour m'accepter comme apatride intellectuel qui écrit dans les deux langues et tenter d'assumer – au risque de perdre beaucoup de temps – le bi-linguisme. » (Cortanze 1981, 17)

Semprún procède à une réinterprétation de sa situation culturelle et langagière, peut-être peut-on dire qu'il traverse lui-même une période d'*algarabía*. On peut interpréter *L'Algarabie* comme un tournant décisif de sa perception de lui-même qui peu à peu le mène vers une conscience linguistique renouvelée. En 1986, il publie le roman suivant *La montagne blanche*, différent à beaucoup d'égards des précédents : la construction est plus régulière, surtout le langage est bridé, pour ainsi dire, les phrases sont beaucoup plus courtes que d'habitude et le renoncement aux jeux de mots, chers à Semprún, le caractérisent. Après la publication de cet ouvrage, dans l'entretien avec Pierre Boncenne, Semprún revient à sa situation langagière et montre des facettes nouvelles :

« J'ai accepté définitivement cette situation à la fois très plaisante et très difficile : le bilinguisme. Il est aussi agréable qu'inquiétant de passer, de se couler dans des formes d'expression différentes. Lorsqu'il m'arrive de relire les carnets de travail que je tiens pendant que j'écris quelque chose, je m'aperçois que dans une même note, presque dans la même phrase, je peux passer de l'espagnol au français. Cette espèce de schizophrénie du langage, je l'ai acceptée. [...] Maintenant, après *La montagne blanche*, que j'ai essayé de rédiger de façon très française, c'est-à-dire sans être corrompu par le baroque hispanique, j'ai décidé, par compensation, d'écrire mon prochain roman en espagnol. » (Boncenne 1986, 107)

Ce prochain roman se fera attendre pendant un temps considérable. Il est possible que le ministère de la culture espagnol que Semprún occupe entre 1988

et 1991 ait joué là un rôle ; cette proposition d'exercer des responsabilités politiques l'aurait surpris lui-même. Cependant, entre 1986 et 2003, il publie des textes importants en français, notamment *L'Écriture ou la vie* (1994) et *Le Mort qu'il faut* (2001), textes qui reprennent le sujet de Buchenwald. Entre temps, il maintient sa position entre les deux langues et cultures, comme il précisera encore en janvier 1994 dans un entretien avec Gérard de Cortanze :

« Je sais que ma double identité linguistique est une chose à laquelle je tiens beaucoup. Je ne veux pas abandonner l'usage littéraire des deux langues. J'essaie, coûte que coûte, de maintenir cette singularité. Je ne veux pas être un Espagnol qui finit par ne plus écrire qu'en français [...] » (Cortanze 1994, 99)

Un peu plus tard dans la même année, il insiste sur sa décision d'adopter le français qu'il désigne comme sa deuxième langue-mère :

« Autant que l'espagnol, en effet, le français était ma langue maternelle. Elle l'était devenue, du moins. [...] pour ma part, j'avais choisi le français, langue de l'exil, comme une autre langue maternelle, originaire. Je m'étais choisi de nouvelles origines. J'avais fait de l'exil une patrie. En somme, je n'avais plus vraiment de langue maternelle. Ou alors en avais-je deux, ce qui est une situation délicate [...]. Ce n'était en tout cas pas par facilité que j'avais choisi d'écrire en français *Le grand voyage*. Il m'aurait été tout aussi facile [...] ou tout aussi difficile, de l'écrire en espagnol. Je l'avais écrit en français parce que j'en avais fait ma langue maternelle. » (Semprun 1994, 283/284)

Il faudrait se demander si cette déclaration n'est pas, jusqu'à un certain degré, la rationalisation après coup d'une décision prise jadis en grande partie pour des raisons pragmatiques. Une grande partie de contenu de ce premier roman s'est effectivement déroulée en français (mais aussi en allemand), d'autre part le marché espagnol était fermé à un auteur comme Semprún, ainsi que l'imposera la censure franquiste. De toute façon, cette pensée de la co-présence égalitaire des deux langues se précisera de plus en plus dans son univers intellectuel et mental. Vers la fin de 1994, il la précisera et la nuancera en même temps, dans le cadre du discours de remerciement pour le Prix de la Paix, décerné par les libraires allemands à l'occasion de la Foire du livre de Francfort (il s'y exprimera en allemand) :

« Contrairement à Thomas Mann je ne me suis jamais exilé de ma nationalité espagnole, mais de ma langue maternelle. Pendant un certain temps, j'ai pensé que j'avais trouvé une nouvelle patrie après avoir acquis la langue française dans laquelle j'ai écrit la plupart de mes livres. Vu du point de vue de la langue littéraire, je suis donc ou bien apatride – puisque je suis un bilingue convaincu ou je souffre de schizophrénie linguistique irréparable (comme on voudra) – ou bien j'ai deux patries, ce qui est impossible si l'on prend au sérieux l'idée de la patrie [...]. » (Semprun 2003a, 62, trad. fr. G.K.)⁹

Et il continue :

« Finalement, ma patrie n'est pas la langue, ni l'espagnole ni la française : ma patrie est la faculté linguistique [ou : faculté d'expression ?]. C'est-à-dire un espace de communication sociale et de possibilités langagières dans lequel se présente la chance de présenter l'univers et de le modifier un petit peu ou dans les marges. » (Semprun 2003a, 62/63, trad. fr. G.K.)¹⁰

4. Observations finales

Le chemin qui mène jusqu'à cette dernière abstraction a été long et non dénué de virages. La modification ultérieure de l'horizon langagier sur un niveau élevé – là où le plurilinguisme n'est pas présent dès l'enfance et où il s'agit de compétences qui dépassent la simple communication quotidienne – se déroulera sans doute toujours en tant que processus lent, dans lequel de nombreuses variables jouent leurs rôles. Par conséquent, il n'est pas étonnant que

⁹ „Im Gegensatz zu Thomas Mann habe ich mich nie aus meiner spanischen Staatsbürgerschaft exiliert, wohl aber aus meiner Muttersprache. Eine Zeitlang dachte ich, dass ich ein neues Vaterland gefunden hätte, nachdem ich mir die französische Sprache zu eigen gemacht hatte, in der ich den Großteil meiner Bücher geschrieben habe. Vom Stand der Literatursprache aus gesehen, bin ich also entweder vaterlandslos – da ich ein leidenschaftlicher Zweisprachler bin oder weil ich an unheilbarer sprachlicher Schizophrenie leide (wie man will) –, oder aber ich habe zwei Vaterländer, was unmöglich ist, wenn man den Gedanken des Vaterlandes ernst nimmt [...].“

¹⁰ „Letztendlich ist mein Vaterland nicht die Sprache, weder die spanische noch die französische: Mein Vaterland ist das Sprachvermögen. Das heißt, ein Raum sozialer Kommunikation und linguistischer Möglichkeiten, in dem die Chance besteht, das Universum darzustellen und es vielleicht ein wenig oder am Rande zu verändern.“

les personnes concernées donnent parfois des différentes étapes de leur existence des descriptions de leur situation assez différentes, d'autant plus que les biographies respectives peuvent prendre des tournants assez différents, même après l'initiation à leur existence bilingue. À côté de la conquête d'une (ou de plusieurs) cultures il s'agit de savoir de quelle façon celles-ci seront ensuite mises en pratique. Ces auteurs restent toujours dans un 'entre-deux' dont les limites internes sont mobiles. On peut rencontrer une adhésion, presque sans éléments critiques, chez de nombreux plurilingues qui, d'une société présentant moins de prestige, sont transplantés dans une autre jouissant d'un prestige plus élevé (du moins à leurs yeux) – cela se laisse observer par exemple chez un certain nombre d'immigrés roumains en France – (je mentionne juste l'autre extrême qui se rencontre également, encore que moins souvent – à savoir le refuge vers la langue d'origine et la démarcation complète de la culture environnante), mais certains peuvent développer un regard qui lie la familiarité avec la culture environnante à une certaine distance critique ; c'est cette attitude critique et en même temps empathique qui laisse espérer les analyses les plus intéressantes. Il est vrai que l'observateur qui en fait preuve ne récolte pas toujours la reconnaissance qu'il mériterait en principe. Jorge Semprún a tôt commencé à regarder les deux langues et cultures qu'il pratique le plus de cette façon ; il a utilisé ses capacités linguistiques pour s'appropriier et pour comprendre profondément une deuxième culture ce qui a fait de lui un constructeur de ponts incomparable. Il pourrait être intéressant de prendre en considération des biographies et des processus comparables en employant les mêmes critères pour en tirer des connaissances généralisables. En dernière étape, sa profession de foi pour la faculté linguistique, en 1994, renvoie à un niveau beaucoup plus profond et abstrait, à savoir à la faculté d'expression qui précède toute compétence dans une langue précise – un véritable processus de *transculturation*.

Indications bibliographiques

- Semprun, Jorge, 1963. *Le grand voyage*. Paris : Gallimard.
Semprun, Jorge, 1966. *La guerre est finie*. Scénario du film d'Alain Resnais. Paris : Gallimard.
Semprun, Jorge, 1967. *L'évanouissement*. Paris : Gallimard.
Semprun, Jorge, 1969. *La deuxième mort de Ramón Mercader*. Paris : Gallimard.
Semprún, Jorge, 1977. *Autobiografía de Federico Sánchez*. Barcelona: Planeta.
Semprun, Jorge, 1981. *L'Algérie*. Paris : Fayard.

- Semprun, Jorge, 1986. *La montagne blanche*. Paris : Gallimard.
- Semprun, Jorge, 1993. *Federico Sanchez vous salue bien*. Paris : Grasset.
- Semprun, Jorge, 1993a. *Federico Sánchez se despide de Ustedes*. Barcelona: Tusquets.
- Semprun, Jorge, 1994. *L'écriture ou la vie*. Paris : Gallimard.
- Semprun, Jorge, 1998. *Adieu, vive clarté ...*. Paris : Gallimard.
- Semprun, Jorge, 2003. *Veinte años y un día*. Barcelona: Tusquets.
- Semprun, Jorge, 2003a. „Demokratisierung ist die Wurzel des Friedens – nicht umgekehrt“, in: id., *Blick auf Deutschland*, Frankfurt/Main: Suhrkamp, 57-74.
- Semprun, Jorge, 2012. *Le fer rouge de la mémoire*. Paris : Gallimard.
- Augstein, Franziska, 2008. *Von Treue und Verrat*. Jorge Semprun und sein Jahrhundert. München : Beck.
- Boncence, Pierre, 1986. « Jorge Semprun », in : *Lire* (Paris), no. 126, mars 1986, 104-114.
- Braucourt, Guy, 1974. « Le temps et la mémoire. Entretien avec Jorge Semprun », in : *Les Nouvelles littéraires* (Paris), no. 2422, 4.
- Cortanze, Gérard de, 1981. « Jorge Semprun : itinéraire d'un intellectuel apatride », in : *Magazine littéraire* (Paris), no. 170, 14-19.
- Cortanze, Gérard de, 1994. « Jorge Semprun. 'Je n'ai été le ministre de personne' » in : *Magazine littéraire*, no. 317, janvier 1994, 96-102.
- Erfurt, Jürgen, 2021. *Transkulturalität – Prozesse und Perspektiven*. Tübingen: Narr Francke Attempto.
- Fox, Soledad, 2016. *Jorge Semprun*. L'écriture et la vie. Paris : Flammarion.
- Klinkert, Thomas, 2001. « Quand la 'neige d'antan' efface la 'langue originaire'. A propos du bilinguisme de Jorge Semprun », in : *Creliana* (Mulhouse), hors-série, no. 1, 128-137.
- Kohut, Karl, 1983. „Jorge Semprun (*1923, Madrid)“, in: id., *Escribir en Paris*. Entrevistas, Frankfurt/Main: Vervuert, 157-192.
- Kremnitz, Georg, 1993. „Ein Autor zwischen zwei Sprachen: Jorge Semprun“, in: Loewe, Siegfried/Martino, Alberto/Noe, Alfred (Hg.), *Literatur ohne Grenzen*. Festschrift für Erika Kanduth, Frankfurt/M.: Lang, 201-212.
- Kremnitz, Georg, 2015. *Mehrsprachigkeit in der Literatur*. Ein kommunikationssoziologischer Überblick. Wien: Praesens [2004].
- Kremnitz, Georg, 2022. „Literarische Mehrsprachigkeit als Ausdruck von sich ausbildender Transkulturalität: das Beispiel Jorge Semprun“, in: Erfurt, Jürgen/Leroy, Marie/Stierwald, Mona (Hg.), *Mehrsprachigkeit und Transkulturalität in frankophonen Räumen/Plurilinguisme et transculturalité dans les espaces francophones*, Tübingen: Narr Francke Attempto, 251-262.

- Löffler, Sigrid, 1992. „Die Grundidee des Marxismus ist falsch‘. Der spanische Schriftsteller und Politiker Jorge Semprún über den langen Abschied vom Kommunismus, über Buchenwald und die Tücken der Erinnerung“, in: *Profil* (Wien), 27.I.1992, 64-66.
- Montero, Rosa, 1977. „Jorge Semprún, ‘No sé realmente quién soy’“, in: *El País semanal* (Madrid), no. 29, 4-9.
- Roig, Montserrat, 1973. „Jorge Semprún, en un vaivén“, in: *Triunfo* (Madrid), no. 570, 32-35.
- Tanzmeister, Robert, 1996. „Sprachliches Relativitätsprinzip und literarische ‚Selbstübersetzung‘ am Beispiel von Jorge Semprúns *Federico Sanchez vous salue bien* und *Federico Sánchez se despide de Ustedes*“, in: *Quo vadis Romania?* (Wien), no. 7, 67-100.

Oberwaltersdorf, 13 mars 2023

REZENSION

Minnes, Mark/Rempel, Natascha, (Hrsg.), 2021. *Netzwerke – Werknetze*. Transareale Perspektiven auf relationale Ästhetiken, Akteure und Medien (1910-1989). Hildesheim [u.a.]: Georg Olms Verlag, 493 S., ISBN 978-3-487-15800-6.

Hervorgegangen aus dem Forschungsprojekt „Transatlantische Theorienetzwerke: Akteure, Texte und Strukturen im 20. Jahrhundert“ (2018-2019) und einer damit verbundenen Tagung im Januar 2019 an der Universität Hannover, versammelt der Band fünfzehn Beiträge, von denen sieben in Deutsch, sechs in Spanisch und zwei in Portugiesisch verfasst sind. Die genannten Sprachen sind bereits ein Indiz für den transarealen bzw. transatlantischen Fokus bei der Beschäftigung mit den Konzepten von Netzwerk, Vernetzung und Werknetzen, worauf gleich noch ausführlicher eingegangen wird. Eingeleitet wird er mit dem instruktiven Beitrag Mark Minnes, Natascha Rempel und Meike Beyer „Vernetzt! Netzwerke und Netzwerkforschung in interdisziplinären und transarealen Fragestellungen“, auf den 14 Beiträge folgen, die in vier Teilen angeordnet sind. Auf die Nennung der Überschriften zu diesen Teilen soll verzichtet werden, zumal sie sich nicht als trennscharf erweisen. Dabei bilden der Einleitungsbeitrag und der letzte Beitrag des vierten Teils von Ina Dietzsch „Netzwerke und Komplexität aus kulturalanthropologischer Perspektive“ eine Art konzeptuelle Klammer um die anderen Beiträge, indem sie mit der theoretischen bzw. mit einer disziplinären Ausdeutung der titelgebenden Konzepte von ‚Netzwerk‘ und ‚Werknetz‘ eine Vielzahl der Facetten benennen, die in den einzelnen Beiträgen im Sinne von empirischen Befunden zur Sprache kommen. Für eine Charakterisierung der jeweiligen Forschungsgegenstände dieser Beiträge als lateinamerikanistisch, romanistisch, brasilianistisch, literaturwissenschaftlich, medienwissenschaftlich etc. gäbe es gewiss reichlich Anhaltspunkte, doch sie griffe als solche in der Mehrzahl der Studien deutlich zu kurz. Denn die Intention der HerausgeberInnen des Bandes und seiner BeiträgerInnen besteht gerade darin, durch das Denken in und das Erforschen von Netzwerken Zusammenhänge, Beziehungen, Prozesse oder/und Ideenflüsse zwischen Akteuren und Werken – und damit in erster Linie Fachgrenzen überschreitend – sehen und verstehen zu können, die bislang, ohne die Rekonstruktion von Vernetzungen unterschiedlichster Art, verborgen geblieben sind. Dass der Band somit in verschiedener Hinsicht für Erkenntnisgewinn sorgt, kann als ausgemacht gelten.

Im Rahmen dieser Rezension möchte ich anstelle einer Auflistung der Beiträge und von darin behandelten Einzelaspekten drei Dimensionen hervorheben, von denen jede jeweils in mehreren Beiträgen rekurrent ist und die es erlauben, die Argumentationslinien und den Erkenntnisgewinn – zumindest ansatzweise – zu markieren: a) die Konzepte von Netzwerk und Werknetz in der philologisch-kulturwissenschaftlichen Forschung, b) Zeitschriften als Netzwerke und Werknetze, c) Exilforschung und Vernetzung.

Eine Auseinandersetzung mit den beiden Leitkonzepten des Bandes – Netzwerk und Werknetz – findet sich in expliziter Form in den beiden bereits erwähnten Texten von Minnes/Rempel/Beyer und von Dietzsch, zugleich auch im Beitrag von Doerte Bischoff im Horizont von Exilforschung und Erinnerungsliteratur, sowie, mit dem Fokus auf die Zeitschriftenforschung, bei Meike Beyer, Teresa Herzgsell und Natascha Rempel. Wir haben es in diesen Beiträgen mit einem Begriff von Netzwerk zu tun, der sich deutlich unterscheidet von soziologischen, wirtschaftswissenschaftlichen oder geschichtswissenschaftlichen Auffassungen seit den 1990er Jahren, in denen es bei Netzwerken um Knoten, Kanten und Lücken geht, oder um Mechanismen der Inklusion oder der Exklusion, wie etwa in einzelnen neoliberalen Marktmodellen, die mit dem Netzwerkbegriff operieren. Gemäß der Argumentation der HerausgeberInnen geht es nunmehr darum, die in Netzwerke implizierte Soziabilität im Sinne einer Theorie sozialer Beziehungen „nicht allein den vermeintlich ‚benachbarten‘ Disziplinen [...] der Geschichts- und Sozialwissenschaften“ (8) zu überlassen, sondern einen solchen Zugriff auch für die Literatur- und Kulturwissenschaften aufzubereiten. Dies bedeutet allerdings, den Begriff des Netzwerks metaphorisch zu verwenden und ihn, Goethes „Wahlverwandtschaften“ (1809) vor Augen, in einem ersten Schritt mit netzwerkartigen Gruppenbeziehungen zu verbinden. Sehr viel grundsätzlicher wird es dann, wenn die Frage nach der Soziabilität von Netzwerken so verstanden wird, wie sie der französische Wissenssoziologe Bruno Latour in seiner ‚Akteur-Netzwerk-Theorie‘ ausgearbeitet hat. Der Begriff des Sozialen beschränkt sich darin „nicht auf psychosoziale, historisch fundierte Subjekte, Personen oder Kollektive, sondern erweitert sich auf eine allumfassende Ordnungs- und Beziehungsstruktur, die Arbeitszusammenhänge wie das Labor mit Praktiken der Inskription, Lektüre und Archivierung zusammenführt. Die Latour’sche [sic] netzwerkartige Struktur vermag nicht mehr zwischen Subjekten und Objekten zu trennen, da auch letzteren eine vermittelnde, ja übersetzende Handlungsträgerschaft zukommen kann“ (Minnes/Rempel/Beyer, 26). Und weiter: „Auf der anderen Seite verweist Latours Begriff des Werk- oder Arbeitsnetzes („*work-net*“) zu Recht auf die dispersen und keineswegs nur menschlichen Vermittlungsschritte, die in

soziale Bindungen investiert werden müssen. Ohne einen erweiterten Begriff des Sozialen, ohne die Handlungsträgerschaft von Artefakten, Pflanzen, Tieren, Steinen, Werkzeug oder technischen Geräten ließen sich diese sozialen Netzwerke nicht stabilisieren, übersetzen oder ins Werk setzen“ (ebd., 28). So gewinnt die *Akteur-Netzwerk-Theorie* von Latour für die oben genannten AutorInnen ein hohes Maß an Attraktivität, um sich von ihr bei der Untersuchung von Netzwerken und Werknetzen zu inspirieren: Netzwerke zwischen AutorInnen, z.B. zwischen Alfonso Reyes, Erich Auerbach und Ulrich Leo im Kontext ihres Exils (vgl. die Untersuchung von Mark Minnes), Netzwerke und Werknetze von Zeitschriften der futuristischen Avantgarde in Italien und Deutschland der 1920er Jahre (Meike Beyer) oder von Zeitschriften als transkontinentale mediale Netzwerke (Teresa Herzgsell), um nur diese Forschungsgegenstände als Beispiele zu nennen.

Die zweite der drei oben angesprochenen Dimension besteht in Zeitschriften und der Erforschung sowohl ihres Netzwerkcharakters als auch ihrer Materialität und Prozessualität in Form von Werknetzen. Mit den Beiträgen von Natascha Rempel, Nanne Timme, Ruth Cubillo Paniagua, Roberta Tennenini und Sergio Ugalde Quintana sowie den beiden gerade erwähnten Texten von Meike Beyer und Teresa Herzgsell widmet sich die Hälfte der Untersuchungen dieses Bandes den vielfältigen relationalen Aspekten von Zeitschriften: zwei Beiträge zu Zeitschriften der kubanischen Opposition Ende der 1990er und der ersten 2000er Jahre von Nanne Timmer und von Natascha Rempel (leider kann bei letzterem die Stilistik nicht mit der Originalität der Argumentation mithalten), einer zu den Netzwerken des antifaschistischen Widerstands in Mexiko in und um der Zeitschrift „El Popular“ (1939-1945) herum (Sergio Ugalde Quintana), ein anderer zu den ideologischen Strömungen im Umfeld der in Costa Rica von 1919 bis 1959 erschienenen Zeitschrift „Repertorio americano“ (Ruth Cubillo Paniagua), um auch hier nur eine Auswahl der Themen anzuführen. Erfreulich – wiewohl eigentlich unabdingbar – ist, dass bezüglich der Zeitschriftenforschung mit dem Beitrag von T. Herzgsell explizit auch methodische Fragen des Umgangs mit quantitativ und qualitativ erhobenen Daten in den Blick genommen werden. Dass Zeitschriften überhaupt so prominent als Untersuchungsmaterial in diesem Band vertreten sind, lässt sich auch mit einem Rückgriff auf die Akteur-Netzwerk-Theorie von B. Latour erklären. Es geht um Herausgeberschaft und um AutorInnen, um das Publizieren von Texten und das Rezensieren von Büchern, Inszenierungen oder anderen Manifestationen ästhetischen, wissenschaftlichen, lebensanschaulichen oder lebenspraktischen Zuschnitts. Das bedeutet, Zeitschriften als Auslöser und Katalysatoren von Debatten zu betrachten und damit insgesamt Prozesse der

Netzwerkbildung in politischen, ideologischen, ästhetischen, wissenschaftlichen und anderen Verhältnissen zu durchleuchten, darin eingeschlossen auch ihre Archivierung und neuerdings auch die Digitalisierung. Und nicht zuletzt kommen hierbei immer wieder rechtliche und ökonomische Aspekte des Kultur- und Wissenschaftsbetriebs zum Tragen. Weshalb für Zeitschriften gelegentlich auch das Konzept des ‚*cultural broker*‘ Verwendung findet, so auch in den Beiträgen von T. Herzgsell und H. Beyer.

Schließlich, als dritte Dimension, rückt der Zusammenhang von Exil und Netzwerk in den Fokus der Analysen. Die Korrespondenz zwischen dem Romanisten Erich Auerbach und dem Philosophen Walter Benjamin von Mitte der 1930er Jahre, als beide im Exil waren, der eine in Istanbul, der andere in Paris, nimmt raúl rodríguez freire zum Bezugspunkt, um die Freundschaft zweier Intellektueller zu rekonstruieren. Auf einer breiten empirischen Basis untersucht Mark Minnes ein transareales philologisches Netzwerk, bestehend aus dem Mexikaner Alfonso Reyes und den beiden exilierten deutschen Romanisten Ulrich Leo und Erich Auerbach, in welchem der Umgang mit biographischen Brüchen als auch die Rolle von Netzwerken in extremen Krisensituationen, hier des Exils, im Mittelpunkt steht. In anderen Koordinaten ist der Beitrag von Doerte Bischoff zu verorten. Auch bei ihr ist das Exil der zentrale Forschungskontext, in diesem Beitrag speziell das Exil von Deutschen in Lateinamerika. Nach einem konzisen Forschungsüberblick zur Bedeutung von Netzwerken in der literaturwissenschaftlichen Exilforschung und insbesondere des Exils in der Zeit des Nationalsozialismus, setzt sie den Akzent auf das Schreiben von Nachfahren der Exilierten, bei denen es „die Brüche und Leerstellen in der familiären Überlieferung sind, die als Schreibanlass figuriert werden“ (431). Mit den Fragen des Was und des Wie des Erinnerns befassen sich in ihrer Untersuchung drei Autoren, die historiographisch-wissenschaftliche Dokumentation mit einem literarisierenden Schreibverfahren verschränken: „Zu der transnationalen und transdisziplinären Dimension, welche die Exil-Netzwerke ebenso wie ihre späteren Rekonstruktionen prägen, kommt also hier eine charakteristische Überschreitung von Textarten bzw. -gattungen [hinzu], die ihrerseits Möglichkeiten der Erinnerung und Aneignung von Geschichten über Brüche und Grenzen hinweg problematisiert“ (ebd.).

Für den Rezensenten steht außer Frage, dass mit diesem Band eine Vielzahl von Pisten vorgezeichnet werden, auf denen in der philologisch-kulturwissenschaftlichen Forschung die Konzepte von Netzwerk und Werknetz erkenntnisfördernd zu Geltung kommen. Vernetzungen werden hierbei nicht etwa technizistisch oder reduktionistisch anhand von Kanten, Knoten und Lücken betrachtet, sondern als etwas Soziales von hoher Komplexität, in welchem

Beziehungen von Macht und Hegemonie, von Ungleichheit und Differenz, von Freundschaft und Solidarität, von Stabilität und Brüchen etc. ebenso konstitutiv sind wie Narrationen des Erinnerns, wie Archive, Briefe, Periodika oder Bücher. Weshalb der Band auch einlöst, was er zu erreichen beabsichtigt, sieht man von der nicht ganz zutreffenden Inhaltsbeschreibung auf der vierten Umschlagseite ab. Mit den einzelnen Fallstudien werden in empirischer Hinsicht ein breites Spektrum an netzwerkrelevanten Konstellationen abgedeckt und auch bislang kaum gesichtete Materialien analytisch aufbereitet. Der methodischen Seite der Forschung über Netzwerke und Werknetze wird explizit in einem Beitrag, implizit auch in wenigen anderen Rechnung getragen. Hier wünschte man sich, gerade weil es um eine Fundierung der Konzepte von Netzwerk und Werknetz in der philologisch-kulturwissenschaftlichen Forschung geht, ein höheres Maß an Methodenreflexion. Abschließend sei noch der Hinweis erlaubt, dass die Anfertigung eines Registers gewiss sehr hilfreich gewesen wäre, um eine transversale Erschließung der vielen anregenden Beiträge zu erleichtern.

REZENSION

Kaiser, Henriette, 2022. *Goethe in Buenos Aires*. Leipzig: Faber&Faber, 192 S.

„Unsere Heimat konnten sie uns rauben.
Aber unsere Sprache und Kultur nicht.“
(S.108)

Der vorliegende Band vereint eine außergewöhnliche Gruppe von Menschen in Interviews: vier alte Damen und ein alter Herr, im Moment der Aufnahmen alle in der zweiten Hälfte der Achtziger, dazu zwei Angehörige der zweiten Generation, eine Psychotherapeutin, die ebenfalls der zweiten Generation angehört, und die Tochter eines hohen österreichischen Nazis, die in einem mit Glück entkommenen Juden den Mann ihres Lebens fand. Es handelt sich (außer ihr) um nach 1933 aus Deutschland nach Argentinien geflüchtete deutsche Jüdinnen und Juden, die über ihre Flucht, ihr Leben und ihre Erfahrungen mit dem Aufnahmeland sprechen. Im Augenblick der Aufnahmen, 2014, gehörten sie zu den Letzten, die noch aus eigenem Erleben über diese Zeit berichten konnten. Einige von ihnen lebten schon nicht mehr, als das Buch dann veröffentlicht wurde ...

Es sind Gespräche, die einen nicht kalt lassen, denn es gehörte eine Portion Glück dazu, das rettende Argentinien (meist war es die Stadt Buenos Aires) zu erreichen und sich dort ein erfolgreiches Leben aufzubauen. Denn das zeichnet alle diese Menschen aus: sie haben es geschafft, sich in ihrer neuen Welt durchzusetzen, obwohl die Ausgangsbedingungen schwierig waren. Dazu muss man wissen, dass Argentinien zwar recht bereitwillig jüdische Flüchtlinge aufgenommen hat, Schätzungen sprechen von bis zu 45 000 (5), dass sie aber dann, wie alle anderen Einwanderer, weitgehend sich selbst überlassen blieben. Ein großes Netz der jüdischen Solidarität hat sie anfangs bis zu einem gewissen Grad aufgefangen. Manche fanden zunächst Aufnahme in den seit dem 19. Jahrhundert angelegten Kolonien des Barons Hirsch (77), die damals vor allem für Flüchtlinge vor den Pogromen in Russland gedacht waren.

Alle diese Menschen sind sehr betagt, alle hatten sie ein relativ erfolgreiches Leben, und alle bleiben nach wie vor mit der deutschen Sprache und Kultur verbunden. Und alle leben in einem Land, in dem die Mehrheit der zahl- und erfolgreichen deutschen Kolonie dem Hitlerismus anhing. Darin liegt das Besondere der argentinischen (und insgesamt südamerikanischen) Situation, in diesem Nebeneinander einer faschistischen und einer demokratischen Kultur.

Sie blieben weitgehend getrennt. Neben der Goethe-Schule, die von den Nazis vereinnahmt wurde (sie hatten sich, wie so vieles, auch Goethe widerrechtlich angeeignet – ihn der Welt und dem deutschen Volk gestohlen), stand (und steht) die Pestalozzi-Schule, die für die demokratische Tradition einstand. Und dennoch bleiben diese Menschen der deutschen Sprache und Kultur verbunden. Die unsägliche Dummheit der Hitler-Diktatur wird nur noch offensichtlicher.

Natürlich bilden diese Menschen nur einen winzigen Ausschnitt aus dem breiten Panorama der jüdischen Emigration; viele andere haben sich ganz von der deutschen Kultur abgewandt und sind in Argentinien aufgegangen. Dazwischen gäbe es noch viele Abstufungen. Ähnlich waren auch auf der Gegenseite die Haltungen weit aufgefächert.

Daher haftet diesen Gesprächen eine tiefe Wehmut an: was wäre möglich gewesen, wenn der Mensch nicht zu oft des Menschen Wolf wäre? Zum einen die Erleichterung darüber, dass wenigstens sie der Shoah entkommen sind, zum anderen das Entsetzen darüber, dass jede Familie Opfer zu beklagen hat. Der Optimismus dieser Menschen, nach allem, was sie erlebt haben, berührt den Leser zutiefst.

Die Gespräche zeichnen behutsam die jeweiligen Lebensläufe nach, schon als Kinder werden die Interviewpartner mit der Perspektive der Emigration oder Flucht konfrontiert. Diese verläuft meist nicht ohne Probleme und Zwischenfälle. Für viele Ältere bildet die fremde Sprache für lange Zeit ein hohes Hindernis (wie sich die Bilder mit der heutigen Situation gleichen!), manche meistern sie nie; da müssen die (damaligen) Kinder und Jugendlichen einspringen. Zeugnisse werden nicht anerkannt; um materiell zu überleben, müssen die Menschen die Arbeit annehmen, die es gibt – unter ihrer Qualifikation, unter ihrem Können. Immerhin, mehrfach wird die Hilfsbereitschaft und Lebenswürdigkeit der Argentinier hervorgehoben (etwa 24 und 124). Eine der Interviewten fügt hinzu, dass sie noch immer diese Qualitäten hätten (24). Und das, obwohl das Land in den neunzig Jahren seit der Flucht selbst einen fast beispiellosen Abstieg hinter sich hat. Jeder, der selbst in Argentinien war, wird diese Feststellung der Freundlichkeit der Menschen unterschreiben können. Bemerkenswert ist auch die Offenheit der Gesprächspartner für Neues und Anderes. Ihre lange Erfahrung hat sie in vieler Hinsicht tolerant werden lassen.

Sie alle sind in Argentinien „angekommen“. Zwar stellen sie fest, dass es „ein anderes Land“ sei (45), Europa/Deutschland bleibt „Ort der Sehnsucht“ (149), wenn auch eine definitive Rückkehr stets abgelehnt wird (123). Schließlich gibt es „Tatsachen, die irreversibel sind und die man beim besten Willen nicht rückgängig machen kann“ (61). Umso stärker wirkt angesichts dessen die

mehrfach ausgedrückte Präferenz des Deutschen (die sich nur teilweise dadurch erklären lässt, dass die Gelegenheiten, Deutsch zu sprechen, selten geworden sind). Zu Recht bemerkt die Verfasserin, sie sei „immer wieder von dem ungeheuren Verlust für Deutschland überwältigt worden, der durch die Vertreibung und Ermordung der jüdischen Mitbürger angerichtet wurde“ (161). Allerdings müsste man wohl hinzufügen: und welcher Verlust ist es für die Betroffenen gewesen!

Die Gespräche mit den beiden Angehörigen der zweiten Generation und der Psychotherapeutin können einige andere Perspektiven einführen. Sie betrachten sich nicht mehr als Emigranten (137), sondern als Einheimische. Darin besteht vielleicht ein Unterschied zwischen einem Land, das eine alte Einwanderungstradition hat und Ländern, die sich diese erst mühsam aneignen müssen: wie oft berichten die Kinder, sogar Enkel von Immigranten in Deutschland oder Österreich, dass man sie nach ihrer Herkunft fragt? Das kann Interesse sein, dient oft aber der Ausgrenzung. So wird man kaum zu einer neuen, komplexen Gesellschaft gelangen. Auch die Ehe zwischen der Tochter des Nazi-Politikers und dem Vertriebenen zeigt, dass sich die Brüche überwinden lassen. Allerdings ist das ein schwieriges Unterfangen; vieles muss zusammenkommen, damit das gelingt, es gibt genügend Gegenbeispiele (etwa den Lebensbericht des Wieners Siegfried Loewe, vgl. Leo, Rudolf, 2022. *Versteckt und verschwiegen*. Salzburg/Wien: Otto Müller).

Die kurzen Kapitel zwischen den einzelnen Gesprächen sollen wohl Überleitungen sein. Leider bleiben sie relativ impressionistisch und können allenfalls in Schlaglichtern die Leser mit argentinischen Realitäten vertrauter machen. Die glänzende Vergangenheit (eines großen Teils) von Argentinien wird erwähnt, mehrfach kommt die Verfasserin auf Daniel Barenboim, den berühmten Dirigenten, der in Buenos Aires geboren ist, zu sprechen. Die bewegte Geschichte des 19. Jahrhunderts wird immerhin angedeutet. Das offensichtlich wenig aktive Goethe-Institut in Buenos Aires wird besucht, ebenso das Delta des Rio de la Plata, der *Tigre*, einer der Fluchtorte der *Porteños* (so werden die Bewohner von Buenos Aires genannt) oder die dortige weihnachtliche Sommerhitze. Der Schriftsteller Robert Schopflocher (1923-2016) wird mit zahlreichen interessanten Zitaten erwähnt. Beiläufig erwähnt die Verfasserin, dass 2012 die letzte deutschsprachige Buchhandlung in Buenos Aires geschlossen hat, 2020 dann die beiden letzten Antiquariate (135). Aber leider bleibt es bei solchen knappen Bemerkungen, es wäre sinnvoll gewesen, dass die Autorin mehr über die Beziehungen zwischen den verschiedenen Aspekten der deutschsprachigen Kultur (in ihren Resten) und der argentinischen Umgebung gesagt hätte, um den Lesern nicht nur Splitter, sondern einen ganzen Spiegel

vorzuführen. Schön dagegen der Satz des heutigen Leiters der Pestalozzi-Schule: „Für uns gibt es keine Minderheiten, sondern nur Unterschiede, die wir als Vielfalt schätzen, um voneinander zu lernen.“ (111). Und wichtiger noch der, letztlich auf Jean-Paul Sartre zurückgehende, Satz einer Gesprächspartnerin: „Es ist der Antisemitismus, der zum Juden macht.“ (151)

Man hätte gerne gewusst, wie die Verfasserin in Kontakt mit ihren Gesprächspartnern gekommen ist. Da sie darüber gar nichts sagt, muss man vermuten, es sei nach dem Schneeballsystem geschehen. Zum Glück sind nur wenige Nachlässigkeiten in der Edition zu verzeichnen: der Kunsthochschule Prilidiano Paz Pueyrredón hätte man den richtigen Namen geben dürfen (152), und die erwähnte „Rattenlinie“, der Fluchtweg vieler führender Nazis, darunter einiger Massenmörder, die in Europa von der Justiz gesucht wurden (S. 180 und 189), wurde von der Katholischen Kirche in Rom organisiert (Bischof Alois Hudal), die sich auf diese Weise diskreditierte. Man hätte auch gerne erfahren, welche Motive die Verfasserin zur Verwirklichung ihres Projekts bewegten.

Trotz dieser leisen Reserven soll das Buch allen eindringlich zur Lektüre empfohlen werden, die sich für die angesprochenen Fragen interessieren. Vielleicht suchen sie dann nach Wegen, das nur flüchtig Angedeutete weiter mit Inhalt zu füllen. Besonders erwähnen sollte ich die Abbildungen, die tiefe Eindrücke von Buenos Aires und den Emigranten vermitteln können. Für ihre Mühe und Einfühlung sei der Verfasserin Dank!

Oberwaltersdorf, 19. Dezember 2022

REZENSION

Fauvelle, François-Xavier, 2022. *Penser l'histoire de l'Afrique*. Paris : CNRS Editions/De Vive Voix (coll. Les grandes voies de la recherche), 96 pp.

Diesen schmalen Band sollte man jedem/jeder, der oder die in den Geistes- oder Humanwissenschaften beginnt, sich für Forschung zu interessieren, in die Hand drücken. Die folgende Besprechung soll daher nicht die eigene Lektüre ersetzen, sondern nachdrücklich dazu aufrufen.

François-Xavier Fauvelle (*1968) ist als Historiker Spezialist für afrikanische Geschichte und lehrt seit 2019 am *Collège de France*. Wie wenige Europäer aus ehemaligen Kolonialstaaten trägt er dazu bei, die Erforschung der afrikanischen Geschichte von ihrem kolonialistischen und postkolonialistischem Erbe und auch von jenem Paternalismus zu befreien, die nach den formalen Unabhängigkeiten noch vorherrschend waren. Diese Haltung ließ bekanntlich Afrika als den „dunklen“ Erdteil ohne Geschichte in der europäischen kollektiven Vorstellung entstehen, die dann auch den Kolonialismus rechtfertigen sollte. Fauvelle gehört zu jenen, die im Begriff sind, Afrika seine Geschichte(n) wiederzugeben, fern vom kolonialen Erbe, fern aber auch von den idealistischen Konstruktionen etwa eines Scheik Anta Diop (1923-1986), der mit seiner afrozentrischen Vorstellung zwar die Entkolonialisierung der afrikanischen Geschichte erreichte, aber um den Preis eines weitgehend einheitlichen Afrikas, das es so nicht gab oder gibt.

Fauvelle versucht, diese großen Konstruktionen (die weitgehend Fiktionen sind) durch ein Eintauchen in die lokalen und regionalen Realitäten zu überwinden und so ein differenziertes Bild Afrikas zu erreichen, dem zum einen die Betrachtung der historischen Ereignisse zugrunde liegt, soweit sie rekonstruierbar sind, das zum anderen die sehr unterschiedlichen Entwicklungen und Perioden in verschiedenen Teilen des Kontinents betrachtet. Ein besonders gelungenes Resultat dieses Ansatzes ist der Band *Le Rhinocéros d'or. Histoires du Moyen Âge africain* (Paris: Alma, 2013), der auch in deutscher Übersetzung vorliegt: *Das goldene Rhinoceros. Afrika im Mittelalter* (München: Beck, 2017). Darin zeigt der Verfasser, wie man aufgrund materieller Funde aus den verschiedensten Bereichen Geschichte rekonstruieren kann, die kaum in schriftlicher Form überliefert ist. Die afrikanischen Herrschaften des Mittelalters, die in vieler Hinsicht – positiv wie negativ – ihren europäischen Pendanten entsprechen, werden wieder sichtbar, der Kontinent erhält seine Geschichte zurück. Wo nur wenige schriftliche Quellen vorliegen, wie eben in diesem Falle, müssen

die unterschiedlichsten Disziplinen zusammenarbeiten, um zu sicheren Ergebnissen zu kommen. So kommt es u.a. zu einem Verschmelzen von Geschichte und Vorgeschichte.

Das vorliegende Bändchen verbindet autobiographische Aspekte mit forschungsgeschichtlichen. Der Autor kommt aus einer bildungsfernen Schicht der Pariser Banlieue, die ihn zu mehreren Anläufen zwingt, bis er schließlich seinen Platz in der Wissenschaft findet. Fauvelle zeigt dann, wie er von der Beschäftigung mit Scheik Anta Diop zu allgemeineren Fragestellungen übergeht, wie er gleichzeitig erkennen muss, dass die in der Historiographie „üblichen“ schriftlichen Quellen keine ausreichenden Antworten geben und dass von daher die Untersuchung der afrikanischen Geschichte zu einem multidisziplinären Bemühen werden muss, in dem viele Forschungsrichtungen ihre Erkenntnisse zusammentragen. Dabei beleuchten sich die Erträge der Forschung der einzelnen Disziplinen gegenseitig. Das macht die Arbeit in Gruppen notwendig, die neue Formen der Kooperation entstehen lassen.

Mehrfach wechselt der Autor die Orte seiner Untersuchungen (in diesem Sinne nimmt er das Konzept „eines“ Afrikas bis zu einem gewissen Grad dann doch wieder auf – kann man ihm angesichts des heutigen Wissensstandes überhaupt entkommen? Aber kein/e Spezialist/in der europäischen Geschichte würde sich noch solche Wechsel zutrauen; damit wird allerdings deutlich, dass wir noch immer eine wirkliche „Normalität“ der Historiographie Afrikas nicht erreicht haben). Vom mittelalterlichen Ghâna und Mâli in der Sahelzone wechselt er nach Südafrika zu den Khoikhoi (die wir oft noch immer abwertend als Hottentotten bezeichnen), deren Gesellschaften von der frühen europäischen Kolonialisierung besonders geschädigt wurden und die als Nomaden nur wenige, vor allem kaum schriftliche, Spuren hinterlassen haben. Er arbeitete auch in Johannesburg und in Addis Abeba. In Äthiopien widmete er sich vor allem der Untersuchung des dortigen Islam, der in der Forschung ob dem Interesse für das christliche Äthiopien völlig vernachlässigt worden war. Im weiteren Verlauf versucht er, das „afrikanische Mittelalter“ mit dem „allgemeinen“ (d.h. europäischen) Mittelalter in Beziehung zu setzen, eine Operation, die auf der einen Seite die Besonderheiten, auf der anderen aber auch die Parallelen der Entwicklungen hervorheben soll. Afrika erhält nach und nach seine Vergangenheit zurück.

Sein Selbstverständnis als Historiker Afrikas lässt sich vielleicht am besten aus den folgenden kurzen Textstellen erschließen:

« [...] être historien ou historienne de l'Afrique, ce n'est pas tout à fait comme être historienne ou historien tout court. C'est exercer une activité historique certes ordinaire, avec ses contraintes et ses usages ; en même temps, c'est un combat permanent pour la recevabilité de ses travaux et de ses résultats. » (9).

Wer sich mit afrikanischer Geschichte befasst, muss für die Akzeptanz seiner Forschungsergebnisse viel mehr Aufwand betreiben, als andere Spezialisten. Das gilt im Übrigen durchaus auch für andere Themen, die nicht im Zentrum des wissenschaftlichen Interesses liegen, wie jede/r bestätigen kann, der/die sich etwa mit Minderheitenfragen befasst hat.

Auf der anderen Seite zwingen die besonderen Bedingungen der Forschung in Afrika zur Zusammenarbeit:

« [...] un mot au sujet de la diversité et de la discontinuité de la documentation : elles obligent à être pluridisciplinaire. Je précise tout de suite qu'à l'inverse de beaucoup de gens qui pensent que pluridisciplinaire veut dire spécialiste 'de tout', dans mon esprit la pluridisciplinarité suppose avoir recours à des personnes qui ont d'autres spécialités, et qui sont donc meilleures que vous dans leurs spécialités respectives. La pluridisciplinarité est une pratique certes collective, mais qui implique une discipline personnelle basée sur la reconnaissance de l'étroitesse de ses propres compétences et la confiance dans celles des autres. » (26/27)

Auch diese Sätze haben eine allgemeine Bedeutung. Allerdings kommt ein anderes hinzu: die Kategorie Erfahrung, die es dem/der einzelnen ermöglicht, die Erkenntnisse der anderen leichter in ein Gesamtbild einzuordnen.

Was schließlich daraus entsteht, kann zu einer Art Puzzle werden:

« [...] ce que j'ai à raconter ne peut pas l'être sous forme d'un récit canonique comportant un cadre géographique, une chronologie bien établie, une dynastie plus ou moins fiable. Certains voient cela comme des lacunes paralysantes. J'y vois plutôt une possibilité narrative démultipliée, qui permet de raconter plusieurs histoires à la fois. En présentant les problèmes sous ses différentes facettes, le récit historique devient un récit en réseau, qui rend compte de la diversité et du caractère discontinu de la documentation, sans avoir besoin de prétendre, sans même pouvoir prétendre, que les pièces du puzzle s'ajustent parfaitement les unes aux autres. » (22/23)

Georg Kremnitz

Hier zeigt sich Forschung in ihrer Bescheidenheit und in ihren Möglichkeiten, weitab von den derzeit vorherrschenden Trends. Vielleicht sollte man das Büchlein auch jedem Studienanfänger, jeder Studienanfängerin in die Hand geben.

Oberwaltersdorf, 18. Juli 2022

REZENSION

Debus, Ursula, 2022. *Genozid als Heldenepos? Spanien und der 500. Jahrestag der Entdeckung Amerikas*. Baden-Baden: Tectum, XIII+140 S.

Es kommt nicht alle Tage vor, dass eine Magisterarbeit nach 28 Jahren in einem Verlag erscheint (nachdem sie schon einmal 2017 von einem anderen Verlag veröffentlicht wurde). Das hängt unter anderem mit dem Thema zusammen: es gibt kaum deutsche Arbeiten über die Diskussion um die „Entdeckung“ Amerikas, die um den fünfhundertsten Jahrestag herum stattgefunden hat. Diese Debatte zeichnet die Verfasserin nach, wie sie sagt mit einer deskriptiven und einer ideologiekritischen Komponente (6). Die Arbeit wurde einst von dem leider verstorbenen Horst G. Klein (1944-2016) betreut.

Die Verfasserin verweist schon eingangs (1) auf die Unterschiede zu der Debatte, die hundert Jahre früher stattgefunden hatte, damals noch in Zeiten eines ungebrochenen europäischen Imperialismus und Überlegenheitsgefühls – kurz zuvor hatte erst die koloniale Aufteilung Afrikas auf der Berliner Afrikanerkonferenz (1884/1885) stattgefunden – (in Spanien kam es zur großen Krise erst 1898 mit der Niederlage gegen die USA und dem Verlust der letzten amerikanischen Kolonien Cuba und Puerto Rico). Sie erinnert im Vorwort auch daran, dass bereits zu Beginn der siebziger Jahre, also noch in der Spätzeit der franquistischen Diktatur, erste Überlegungen zu Gedenkfeierlichkeiten veröffentlicht wurden; man kann sich denken, dass diese anders ausgesehen hätten als die, die dann veranstaltet wurden.

1982 löste eine Regierung der Sozialisten in Spanien die des *Centro Democrático* ab, welche ihrerseits den Übergang von der blutigen Diktatur zu einer demokratischeren Herrschaftsform organisiert hatte. Dieser Machtwechsel bedeutete auch nach außen, dass Spanien die neue Ordnung internalisiert hatte (viel spätere Ereignisse werden diesen Optimismus in Frage stellen). Die Regierung von Felipe González hatte Anfang der neunziger Jahre etwas von ihrem ursprünglichen Schwung verloren und wollte daher das Jahr 1992 zu einem besonderen machen: die Olympischen Spiele in Barcelona, die Weltausstellung in Sevilla und eben das Gedenken an die Eroberung Amerikas schienen dafür einen guten Rahmen abzugeben. Allerdings war klar, dass sich über dieses Gedenken eine breite Diskussion entfalten würde, denn der imperialistische Konsens von 1892 war inzwischen aufgebrochen. Zum Verständnis des gesamten Kontextes ist wichtig, dass man sich vor Augen hält, dass kurz zuvor erst die UdSSR in fünfzehn Einzelstaaten zerfallen war, das „sozialistische Lager“ sich

weitgehend aufgelöst hatte und sich damit die Frage nach Freiheit und Unabhängigkeit mit großer Aktualität stellte. Hinzu kam der (nicht berechnete) Hochmut des „Westens“, den östlichen Herausforderer in die Knie gezwungen zu haben. Zwar gab es diesen nicht mehr, die Fragen, auf die dieser mit meist untauglichen Mitteln Antworten gesucht hatte, sollten sich in den folgenden Jahrzehnten immer dringlicher stellen.

Die Diskussion darüber, wie das „Jubiläum“ zu begehen sei, zeichnet die vorliegende Arbeit nach. Sie geht zunächst von den staatlichen spanischen Planungen aus, für die auch dem damaligen König Juan Carlos I. eine wichtige Rolle zugeordnet war. Der spanische Außenminister Javier Solana de Madariaga sprach von einer Modernisierung der Beziehungen und einer Verbesserung des Bildes von Spanien auf der Erde, Kritiker vermuteten angesichts der angespannten wirtschaftlichen Lage indes vor allem wirtschaftliche Interessen (4-5). Gegen diese Planungen erheben sich auf der einen Seite spanische Kritiker, auf der anderen vor allem solche aus Amerika. Anhand ausgewählter Primärtexte, die die Verfasserin (wohl mit Recht) für repräsentativ hält, zeichnet sie die Argumentationslinien nach. Ihre „Gliederung der Analyse orientiert sich bewusst nicht an der Zugehörigkeit der Diskussionsteilnehmer zu bestimmten politischen und sozialen Gruppen“ (9) – was für einen ersten Interpretationsschritt sinnvoll sein kann, später jedoch in einer Synthese hätte nachgeholt werden können.

Die Debatte entspannt sich schon an der Auseinandersetzung darüber, wie die Landung in Guanahani 1492 bezeichnet werden soll/kann. Während die spanische Seite den Begriff *descubrimiento* (Entdeckung) vorschlägt, spricht der mexikanische Historiker Miguel León-Portilla, der sich viel mit autochthonen Kulturen beschäftigt hat, von einem *encuentro entre dos culturas* (Zusammentreffen zweier Kulturen), während Gegner der Feierlichkeiten Begriffe wie *encubrimiento* (hier: Aneignung), *encontronazo* (Zusammenstoß) oder schlicht *invasión* verwenden. Sie wollen damit zum einen andeuten, dass „Entdeckung“ eine Frage der Perspektive ist, „Begegnung“ sich nur zwischen Gleichberechtigten abspielen kann, da die autochthonen Völker Amerikas jedoch nicht so behandelt wurden, letztlich nur von einer Invasion gesprochen werden könne. Diese Diskussion zeichnet die Verfasserin mit zahlreichen Details nach. Dabei wird deutlich, dass vor allem auf spanischer Seite teilweise noch sehr altertümliche Positionen (um es höflich auszudrücken) vertreten werden. Verständlicherweise wenden sich vor allem progressive lateinamerikanische Autoren (wie etwa Eduardo Galeano) gegen solche Positionen.

Ein zweiter Diskussionsstrang durchzieht die Debatte, nämlich wie die Ereignisse des Jahres 1492 auf der Iberischen Halbinsel zu bewerten seien. Es

sei daran erinnert, dass am 2. Januar jenes Jahres Granada von den Katholischen Königen erobert wird, dass wenige Monate später die Juden aus Kastilien und Aragon vertrieben werden (mit den aus diesen beiden Operationen erbeuteten Reichtümern wird auch die Reise Columbus' finanziert), dann im Sommer die Grammatik Nebrijas veröffentlicht wird (allerdings überschätzt die Verfasserin die damalige Bedeutung der Grammatik, sie wird erst zweihundert Jahre später wieder aufgelegt und als wichtiges Werk erkannt), und sich schließlich die „Entdeckung“ Amerikas durch Columbus abspielt. (Nicht nur) der frankquistischen Historiographie gilt dieses Jahr daher als Höhepunkt der Geschichte Kastiliens und Aragons (33). Erstaunlicherweise vertritt etwa der Philosoph und Schriftsteller Julián Marías ähnliche Vorstellungen noch im Vorfeld von 1992 (33); er steht damit nicht allein. Dagegen erhebt sich natürlich teilweise lebhafter Widerspruch, nicht nur aus Amerika. Gerade aus dem Baskenland und Katalonien werden Stimmen dagegen laut, denn die Eroberungen und die allmähliche Vereinheitlichung des Staates bedeuten auch Verluste für die peripheren Kulturen (43).

Ein weiterer Punkt der Auseinandersetzung entspannt sich entlang der Frage, wie die Kolonialpolitik Kastiliens zu beurteilen sei, als Völkermord (45) oder als zivilisatorischer Fortschritt (49). Damit verbindet sich die Einschätzung der Konquistadoren und die des „demographischen Kollapses“ (51) und schließlich die der Bewertung des Untergangs der altamerikanischen Kulturen (59-68). Auch um die Positionen der frühen Kritiker der Kolonialpolitik wie Las Casas entfacht sich eine Auseinandersetzung. War er nur ein „besserer Kolonisationsator“ oder wollte er mehr (71)? Bei Überlegungen zu dieser Frage sollte man sich vielleicht *auch* vor Augen halten, welche Argumente Las Casas' vielleicht Chancen hatten, wahrgenommen zu werden. Hätte er den Kolonialismus grundsätzlich abgelehnt, wäre sein Erfolg vermutlich noch geringer gewesen. Auch der Begriff des *mestizaje* wird in einem Subkapitel kritisch hinterfragt.

Ein (kurzes) Kapitel widmet die Verfasserin den Positionen der „indigenen Organisationen“ Amerikas (83-89). Diese sind zwar in den Formulierungen klarer, können aber am Lauf der Dinge kaum etwas ändern. Sie versucht im Anschluss daran, eine Synthese unter dem Titel „Die Bewertung des spanischen Kulturerbes: Bilder des gegenwärtigen Lateinamerika“ (91-110) vorzunehmen, diskutiert darin die historischen Bezeichnungen des Subkontinents (92-96), die Frage einer kollektiven Identität (96-100), das Konzept des *mestizaje* (100-107) und schließlich die umstrittene kulturelle Heterogenität (107-110). Insgesamt bilden diese Kapitel eine geordnete Wiederaufnahme der vorigen Diskussionen. Danach versucht sie, Zukunftsperspektiven zu zeigen (111-123), ganz zu Recht zitiert sie den spanischen Juristen Carrillo Salcedo mit der Aussage, einer

der Hauptwidersprüche des internationalen Systems wurzele in der Spannung zwischen den nationalen Unabhängigkeiten und den Anforderungen der (internationalen) Interdependenz (121). Damit ist letztlich eines der Grundprobleme der (kaum existierenden) derzeitigen Weltordnung benannt.

Allerdings endet trotz aller Feierlichkeiten das Jahr 1992 nicht unbedingt positiv, wie die Verfasserin in einem kurzen „Fazit“ (125-128) feststellt: die folgende Wirtschaftskrise fordert das progressive Spanien massiv, das sich mit seinen Großbaustellen übernommen hatte, und bereitet letztlich auch den Rechtsruck von 1996 vor.

Auch mit dreißig Jahren Abstand ist es interessant, die Diskussion zu verfolgen. Bereits in der Einleitung verkündet die Verfasserin allerdings das Ergebnis ihrer Arbeit: „die Majorität der Diskussionsteilnehmer [bevorzugt] ‚Sowohl-als-auch-Positionen‘, die sich bei näherem Hinsehen meist als apologetisch erweisen“ (10).

Dennoch wäre es schon damals sinnvoll gewesen, nicht nur Einzelmeinungen einander gegenüberzustellen, sondern *auch* stärker kollektive Argumentationslinien zu suchen und darzustellen. Wer behauptet was? Wer stellt sich dagegen? Warum? Welche Strategien stehen einander gegenüber? Ob die Wahl des Titels wirklich glücklich ist und nicht zu parteiisch anmutet, darüber kann man verschiedener Meinung sein. Auf jeden Fall hätte es jedoch bei einer Veröffentlichung fast dreißig Jahre nach dem Abschluss der Arbeit einer aktualisierenden Zusammenfassung bedurft, die die damalige Situation der Erde ebenso skizziert, wie die politische Lage in Spanien und die weiteren Entwicklungen. In diesen dreißig Jahren haben sich sowohl in Lateinamerika als auch in Spanien viele, teilweise widersprüchliche, Entwicklungen abgespielt, die es verdient hätten, wenigstens in Umrissen dargestellt zu werden um einen Eindruck über die heutigen Diskussionslinien zu vermitteln. Damit wäre vor allem für Leser, welche die damaligen Diskussionen nicht miterlebt haben, eine leichtere Einordnung möglich. Es ist schade, dass der Verlag nicht darauf gedrungen hat. Dennoch lohnt das Buch die Lektüre, wenn Leser bereit sind, sich auch mit dem vertraut zu machen, was sich mittlerweile ereignet hat.

Oberwaltersdorf, 30. Januar 2023

REZENSION

Chalet Achour, Christiane (dir.) et collectif, 2022. *Ecrire la guerre de libération 1954-1962. Textes algériens*. Mosaïque littéraire. [Rilhac-Rancon (Haute-Vienne)] : Mars A Publications, 112 pp.

Seit dem Ende dessen, was hierzulande meist „Algerienkrieg“ genannt wird, in Algerien und vielen Teilen der Erde indes „Befreiungskrieg“, sind schon über sechzig Jahre vergangen. Wer die Zeit miterlebt hat, dem steht sie noch deutlich vor Augen: eine Periode der Gewalt und der Leugnung der Menschenrechte. Die Algerier forderten die ihnen zustehende Selbstbestimmung, und die Antworten der französischen Regierungen bestanden in Repression, Folter und Justizmord, kurz in der Verweigerung eben jener Rechte, die im Zweiten Weltkrieg offiziell verteidigt worden waren. Frankreich zog aus der Niederlage im Kolonialkrieg in Vietnam und Indochina (1954) keine ernsthaften Konsequenzen.

Die Auseinandersetzung in Algerien setzt nicht erst 1954 ein: Afifa Bererhi verweist zu Recht in ihrem Text über Kateb Yacine darauf (21): eigentlich beginnt der Krieg um die Unabhängigkeit schon an jenem 8. Mai 1945 – dem Tag der deutschen Kapitulation – in Sétif, als die feiernde Menge mehr Rechte für die autochthone Bevölkerung fordert und die französische Armee mit einem Kugelhagel antwortet, der in ein Massaker mündet; danach nimmt sie viele Verhaftungen vor. Bis dahin wäre ein Ausgleich der Interessen (vielleicht) noch möglich gewesen. Dennoch bemühten sich auch danach noch manche politischen Kräfte um einen solchen. Er scheiterte vor allem am mangelnden Willen der so genannten Algerienfranzosen (später *pieds noirs* genannt) zu Kompromissen, die auch in Paris über viel Einfluss verfügten. Darauf antworteten die Algerier am 1. November 1954 mit der Ausrufung des Unabhängigkeitskrieges. Nach siebeneinhalb Jahren Kampf kann Algerien am 5. Juli 1962 offiziell seine Unabhängigkeit erklären und beendet damit die Ära der Kolonisation. Der Weg dorthin war blutig.

Dieser Krieg wird nicht zuletzt mit geistigen Waffen geführt, eine antikolonialistische Literatur entsteht, oft auf Französisch, teilweise auch auf Arabisch und (schriftlich sehr viel seltener) in den Varietäten des Tamazight. Eine neue algerische Literatur tritt auf den Plan und macht der bisherigen den Platz streitig, denn sie spricht nicht mehr von den Idyllen der Kolonisatoren, sondern sie drückt die Hoffnungen der zu befreienden Bevölkerung aus, die von den

aufeinander folgenden französischen Verwaltungen immer in abhängiger Situation gehalten wird. Ironischerweise zählen einige der hier vertretenen Autorinnen und Autoren heute zu den großen Stimmen der „Francophonie“, das heißt, sie werden von der Seite vereinnahmt, die sie damals bekämpft hat.

Die algerische Literatur der Zeit des Krieges wird in dem vorliegenden Band auf zweierlei Weise dargestellt: durch, meist kurze, Originaltexte (dreizehn an der Zahl) aus der Zeit und durch Analysen von Wissenschaftlerinnen heute. Diese haben, mit einer Ausnahme, die damalige Zeit miterlebt, sie analysieren nicht nur, sondern sprechen auch aus eigenem Erleben. Sie wollen einen Eindruck von den damaligen Stimmungen und dem Leiden der Menschen vermitteln. Kurze biographische Präsentationen werden an die Analysen angefügt. Die besprochenen Texte zählen zu jenen, die jede von ihnen persönlich am meisten berührt haben.

Zu den Autorinnen und Autoren aus der Kriegszeit, die zu Wort kommen oder betrachtet werden, zählen Mouloud Mammeri, Kateb Yacine, Mohammed Dib, Mouloud Feraou, Jean Sénac, Assia Djebar, um nur einige der berühmtesten zu nennen. Von besonderem Interesse scheinen mir die Betrachtungen über die drei Texte, die erst nach dem Ende des Krieges geschrieben werden, nämlich über den der Ärztin Yamina Mechakra, die von Kateb Yacine beeinflusst ist, und der Christiane Chalet Achour einen schönen und präzisen Text widmet, über den der Lehrerin Maïssa Bey, über den Zohra Bouchentouf eine Analyse schreibt und den der heute hochbetagten ehemaligen *moudjahida* Yamina Cherrad Bennaceur, der von Souad Hadj-Ali Mouhoub besprochen wird (leider fehlt eine biographische Skizze von Frau Cherrad Bennaceur). Eine besondere Rolle spielt in diesem Ensemble Frantz Fanon aus Martinique, der große Theoretiker des Antikolonialismus, der sich als leitender Psychiater am Krankenhaus von Blida dem algerischen Freiheitskampf angeschlossen hatte und dessen Engagement in einem Text der schon verstorbenen Pierre und Claudine Chalet diskutiert wird. Sein kurzes Leben (1925-1961) wirkt wie eine komprimierte Form der Hoffnungen und Enttäuschungen des Antikolonialismus; der Selbstmord seiner Witwe Josie 1989 (nach einer Aggression) war für mich der Punkt, an dem ich die Krise der algerischen Gesellschaft zum ersten Male wahrnehmen musste.

Die Texte und Analysen zeigen, mit welcher Grausamkeit dieser Kampf geführt wurde, auf der anderen Seite, wie eng beide Kulturen, die der Kolonisierten und die der Kolonialherren, schon miteinander verbunden waren. Adriana Lassel berichtet etwa in ihrem Beitrag über Mouloun Feraoud über dessen innere Zerrissenheit (er notiert einmal in seinen Tagebüchern: „*Il y a en moi le*

Français, il y a en moi le Kabyle“); gerade dieser Mann, der nach der Unabhängigkeit eine wichtige Brückenfunktion hätte einnehmen können, wird im Moment des Waffenstillstandes von 1962 von einem Kommando der OAS, welche die Unabhängigkeit bekämpft, ermordet. Da Algerien schon bald nach der Eroberung zur Siedlungskolonie gemacht wurde – nach der Niederlage Frankreichs 1871 siedelten sich nicht wenige Elsässer dort an, zugleich kamen Einwanderer aus Spanien und anderen Mittelmeerstaaten – wurden die Algerier, ob nun Araber oder Kabylen, schon bald unerbittlich verfolgt und in einer Dependenz-Situation gehalten. Auf der anderen Seite fanden sie sich niemals damit ab, über die ganze Zeit der französischen Besetzung finden immer wieder Erhebungen statt, die im Blut ertränkt werden. Daher und aufgrund des kolonialen Hochmutes der Eroberer bleibt die Lage immer gespannt; es konnte auf diese Weise zu keinem Ausgleich kommen.

Über ein Buch wie dieses zu berichten ist schwierig: die kurzen Texte aus der Zeit sprechen für sich, sie müssen im Original gelesen werden, die Analysen nochmals zu analysieren könnte ihren Erkenntnissen nur wenig hinzufügen. Auffällig ist die Zahl der weiblichen Stimmen aus der Zeit des Kampfes: schon Frantz Fanon schreibt einen langen Aufsatz „L’Algérie se dévoile“ (in dem Band, der ursprünglich *L’an V de la Révolution algérienne*, Paris: Maspéro, 1959, später dann *Sociologie d’une révolution* hieß); leider bleibt diese Emanzipation nicht von Dauer, die konservativen Regierungen, die aus der Unabhängigkeit hervorgehen, versuchen – nicht immer mit Erfolg – die Frauen in ihre traditionelle Rolle zurückzuschicken. Daher ist der vorliegende Band auch von einer Gruppe von Frauen geschrieben, die implizit zurückfordern, was man ihnen nach der Unabhängigkeit wieder genommen hat (das ist keine einmalige Erfahrung: in jedem Krieg müssen die Frauen viele Rollen einnehmen, die bis dahin von Männern ausgefüllt wurden, aber nach dem Krieg versuchen diese, sie aus diesen Positionen wieder zu verdrängen).

Alle abgedruckten und analysierten Texte sind auf Französisch geschrieben. Das bedeutet, dass der Band den *einen* Ausdruck des Unabhängigkeitskampfes beleuchtet. Man muss sich bei der Lektüre vorstellen, dass es auch die *andere* Seite gibt, die sich in anderen Sprachen ausdrückt. Und es gibt natürlich auch die Seite der Unterdrückter, die sich, mit einigem zeitlichem Abstand, zu Wort gemeldet haben und dann zu den ersten Stützen der extremen Rechten in Frankreich wurden. Und es gibt Franzosen, die sich auf die Seite der Algerier gestellt haben und mitunter große persönliche Risiken eingegangen sind.

Mir machen die späten Texte von Yamina Mechakra *La grotte éclatée* (1979) und Maïssa Bey *Entendez-vous dans nos montagnes* (2002) tiefen Eindruck, denn sie beleuchten die Zeit des Krieges und der Not mit einigem Abstand, mit der

Tiefe der mittlerweile gelebten Erfahrung. Den tiefsten Eindruck hinterlässt indes das Zeugnis von Yamina Cherrad Bennaceur *Six ans au maquis* (2017), in dem die Verfasserin den Alltag der Aufständischen, den sie geteilt hat, berichtet; sie hebt nicht zuletzt die Solidarität der Armen hervor, die nie zögern, das Wenige mit den Kämpfern zu teilen, das sie haben. Ich wurde bei der Lektüre immer wieder an die Berichte der Kärntner Slowenin Helena Kuchar (1906-1985) erinnert, die – ebenfalls lange nach den Ereignissen zuerst 1984 unter dem Titel *Jelka. Aus dem Leben einer Kärntner Partisanin* erschienen sind (heute: Klagenfurt/Celovec: Drava, 2009); darin geht es ebenfalls oft um die Solidarität der (eigentlich) Bedürftigen.

Wie bekannt, endet der Krieg mit der Unabhängigkeit. Aber mit welcher Unabhängigkeit? Die meisten der Autorinnen der Analysen leben heute im Ausland, vertrieben durch den (nicht erklärten) Bürgerkrieg der neunziger Jahre und die folgende Zeit der Stagnation unter der Präsidentschaft von Abd al-Asis Bouteflika. Und auch etliche der überlebenden Verfasser der Texte aus der Zeit des Krieges haben später das Land verlassen (müssen). Die Hoffnungen von Frantz Fanon haben sich nicht erfüllt, aber leider haben sich seine Befürchtungen verwirklicht, die er in *Les damnés de la terre* (1961) kurz vor seinem Tod ausdrückt.

Vielleicht ist gerade deshalb dieses schmale Bändchen besonders zu empfehlen: es zeigt, wie Menschen über sich hinauswachsen können, aber auch, dass große Hoffnungen sich oft in Enttäuschung verkehren. Auf jeden Fall kann man nicht nur die Analysen, sondern auch die analysierten Titel jedem und jeder zur Lektüre empfehlen!

Oberwaltersdorf, 1. Februar 2023

REZENSION

Pieper, Renate, 2023. *Geschichte Lateinamerikas seit dem 15. Jahrhundert*. Wien: Mandelbaum, 416 S.

Es bedarf einigen Mutes, um eine Geschichte Lateinamerikas auf 400 Seiten zu konzipieren, die umfassend und dann auch noch lesbar und verständlich sein soll. Um es vorwegzunehmen: das ist der Verfasserin – sie war Professorin für Geschichte an der Universität Graz – meines Erachtens in hohem Maße gelungen. Besonders hervorzuheben ist, dass sie als Spezialistin für Wirtschaftsgeschichte etliche Aspekte stärker in den Vordergrund rückt, die sonst, vor allem mit Bezug auf Lateinamerika, oft bestenfalls implizit bleiben.

Das Buch gliedert sich in vier große, chronologisch angeordnete Kapitel. Das erste geht von der Eroberung ab 1492 bis zum Ende des Siebenjährigen Krieges 1763 (14-131), das zweite behandelt die Bildung der unabhängigen Staaten bis 1850 (132-233), das dritte „Lateinamerika im Zeitalter des Imperialismus (1850-1930)“ (234-318) und das letzte schließlich die „Epoche der Globalisierung“ bis in die Gegenwart (319-416). Am Anfang jedes Kapitels findet sich eine (kurze) Zeittafel. Die Kapitel sind jeweils in vier große Abschnitte gegliedert, deren erster die politischen Entwicklungen behandelt, der zweite die wirtschaftliche Lage und die technische Entwicklung, der dritte die sozialen Verhältnisse, und der vierte schließlich diskutiert kulturelle Phänomene (vgl. 12).

Natürlich entkommt die Verf. einer kurzen Begriffsdiskussion des Terminus *Lateinamerika* nicht. Sie entscheidet sich für eine (sprachlich) relativ enge Definition, welche weitgehend die Karibik und die übrigen offiziell nicht romanischsprachigen Gebiete ausgliedert, aber bis zur (heutigen) Nordgrenze Mexikos reicht. Angesichts der notwendigen Straffheit der Redaktion lässt sich das verteidigen, wenn so auch einige für den gesamten Raum gewichtige Aspekte kaum berührt werden können. Sie optiert dafür, ihre *Geschichte* sozusagen schlagartig mit dem 12. Oktober 1492 beginnen zu lassen, als Columbus in *Guanahani* landet. Diese Entscheidung, wiederum angesichts des begrenzten Raumes verständlich, scheint mir aus inhaltlichen Gründen diskutabel. Zum einen wird dabei – sicher nicht absichtlich – die alte koloniale europäische Sichtweise wieder suggeriert, dass mit Columbus' Reise „alles“ beginne. Zum anderen erscheinen weite Teile (nicht nur) Lateinamerikas als zuvor wenig organisierter Raum. Zwar werden die Kämpfe gegen die autochthonen Imperien dargestellt. Aber daneben verschwinden jene Kulturen, die keine Imperien aufbauen, aber

dennoch Erstaunliches leisten; ich denke etwa an die *Huarpe* in der Gegend von Mendoza im heutigen Argentinien. In meinen Augen gehören sie zu den „heimlichen Helden“ der amerikanischen Geschichte. Schließlich wäre es vielleicht sinnvoll gewesen, auch das Problem der *Kommunikation* zwischen Eroberern und Eroberten ausführlicher zu diskutieren – es löst sich ja nicht dadurch, dass es vereinzelt Dolmetscher wie die berühmte *Malinche* gibt, sondern es ist ein Problem, das diese neu entstehenden Gesellschaften über lange Zeit beschäftigt (oder zumindest beschäftigen müsste), und das bis heute an vielen Stellen noch nicht wirklich gelöst ist.

Sehr schön verweist die Verf. immer wieder darauf, dass die (nicht nur) lateinamerikanische Geschichte sehr viel stärker in einem – oft konfliktuellen – Zusammenspiel von einheimischen Praxen und importierten Machtstrukturen besteht, als das sonst gezeigt wird (es sei an Hegels Herr-Knecht-Dialektik erinnert).

Natürlich bringt die notwendige Kürze der Darstellung mit sich, dass viele Entwicklungen vor allem als Fakten aneinandergereiht werden; die Diskussion von Hintergründen und (möglichen) alternativen Entwicklungen kann nur an einigen Stellen geleistet werden. In diesen Kontext gehört die auffällig häufige Verwendung des Passivs ebenso wie das oftmalige Vorkommen des Subjekts „man“ in der Darstellung. Damit rücken die Akteure in den Hintergrund zugunsten der Aneinanderreihung der Ereignisse (naturgemäß gilt diese Bemerkung vor allem für die Abschnitte zur politischen Entwicklung, weniger für die anderen Teile). Erst in dem Teil, der sich mit der Globalisierung (die hier seit 1930 angenommen wird) befasst, geht die Verf. etwas stärker auf einzelne Persönlichkeiten oder kulturelle Strömungen ein. Diese Vorgehensweise ist wohl dem beschränkten Raum geschuldet.

Der Band vermittelt einen ersten Überblick über Ereignisse und Entwicklungen in den erwähnten Bereichen, will der Leser sich über vor allem einzelstaatliche Entwicklungen weiter informieren, lassen ihn die Bibliographien am Ende der einzelnen Abschnitte bisweilen etwas im Stich. Eine Erweiterung auf Werke, die die einzelnen Räume behandeln, wäre für eine zukünftige Auflage zu überlegen.

Die Verf. schenkt den Veränderungen der Rollen der Frauen im Lauf dieser fünf Jahrhunderte eine gezielte Aufmerksamkeit (das findet man sonst in Gesamtdarstellungen selten), dagegen widmet sie den ethnischen Fragen, vor allem im Bezug auf die autochthone Bevölkerung, relativ wenig Beachtung. Die Völker Amerikas haben seit der Landung Columbus' ja mehrere Katastrophen erlebt: zunächst die europäische Eroberung überhaupt. Der Band geht recht ausführlich auf die Dezimierung der ursprünglichen Bevölkerung und ihre

möglichen Ursachen ein (besonders 75-80). Als sich die Autochthonen dann nach mehr als zwei Jahrhunderten irgendwie einen (prekären) Platz in den kolonialen Gesellschaften verschafft haben und sich etwas konsolidieren können, bedeuten die politischen Unabhängigkeiten für diese Völker erneut eine gewaltige Herausforderung. Die nun entstehenden Gesellschaften gliedern sie ein oder aus, je nach dem Grad der Assimilation. So bekommen zwar einzelne Individuen die Chance zur Entfaltung (es sei an Mexikos Präsidenten Benito Juárez erinnert), wo sie sich indes als ganze, von den Kreolen verschiedene Völker behaupten wollen, werden sie oft dezimiert: hier soll nur die *Conquista del Desierto* in Argentinien um 1880 durch den späteren Präsidenten Julio Argentino Roca erwähnt werden; die Bezeichnung soll suggerieren, dass es sich um weitgehend leere Gebiete handelte, dabei werden Tausende von Angehörigen verschiedener Völker umgebracht, vertrieben oder zwangsumgesiedelt, ganze Völker als Einheiten vernichtet (vgl. 244). Weiter im Süden werden etwas später die Bewohner Feuerlands wie die *Yámana* oder die *Selk'nam* auch physisch ausgerottet. Es fällt übrigens auf, dass die Verf. in Bezug auf Argentinien von *Araukanern* spricht, dieselbe Bevölkerung in Chile dagegen als *Mapuche* (das ist auch die Eigenbezeichnung) bezeichnet (etwa 234). Nur selten gelingt es den autochthonen Völkern, sich einen gewissen Platz in den neuen Staaten zu sichern, am deutlichsten vielleicht in Paraguay, dann (erst spät) in Bolivien und in Ansätzen in einigen anderen Staaten. Es fällt übrigens (zumindest mir als Sprachwissenschaftler) auf, dass die Verf. der Sprachenfrage nur relativ wenig Raum widmet. Dabei spielt sie, wie gesagt, bis in die Gegenwart in vielen Staaten eine soziale Rolle.

Mit dieser zweiten Katastrophe der autochthonen Völker verbindet sich die Frage, wer die Nutznießer der Unabhängigkeiten nach 1800 waren (bzw. sind). Die Antworten müssen recht differenziert ausfallen, allemal zählen die autochthonen Völker nur selten zu den Profiteuren. Und mittlerweile wird wohl deutlich, dass die großen Chancen Lateinamerikas, als etwa die Argentinier sich um 1900 noch auf einem ähnlichen Niveau sahen wie die USA, sich größtenteils zu verpassten Gelegenheiten gewandelt haben. Das dürfte zum einen an der wenig strategischen Politik dieser Staaten liegen – sie haben viele Möglichkeiten verspielt –, zum anderen an dem zunehmenden Imperialismus der USA, der immer weitere Gebiete südlich seiner Grenzen als „Hinterland“ ansah und noch immer ansieht, über das man verfügen kann. Den Älteren (wie mir) stehen die furchtbaren Diktaturen in Chile und Argentinien noch immer lebhaft vor Augen.

In diesem Zusammenhang stellt sich auch die Frage, wie die Lateinamerikaner sich und ihre Geschichte sehen. Die Antworten werden sicher sehr unterschiedlich ausfallen. Dabei spielen die Perioden, in denen man die Frage stellt, eine gewichtige Rolle, vielleicht mehr noch die Adressaten der Frage. Das Bewusstsein der selbständig gewordenen Kreolen wird durch die vielen Bürgerkriege erschüttert, das der soziologischen Minderheiten – Autochthone aber auch Nachkommen der Sklaven – war nie sehr groß, es wird bisweilen durch Überschätzung kompensiert, die den Betroffenen nicht viel weiter hilft. Heute ist die Gefahr groß, dass die sich überlebenden Imperialismen durch neue abgelöst werden. Um das zu verhindern, wäre auch ein größerer Ausgleich innerhalb der Gesellschaften notwendig; er lässt sich allenfalls in Ansätzen beobachten.

Insgesamt ist der Band sehr sorgfältig gearbeitet; mir sind nur wenige inhaltliche Flüchtigkeitsfehler aufgefallen: so etwa, wenn Puerto Rico 1898 nach dem Spanisch-Amerikanischen Krieg in die Unabhängigkeit entlassen wird (in Wirklichkeit wird es von den USA annektiert und bleibt bis heute als *Estado libre y asociado* von ihnen abhängig, vgl. 234). Hipólito Irigoyen wird zum peruanischen Präsidenten erklärt, obwohl er „nur“ in Argentinien regierte (235); später richtig im Text (323). Leider sind die an sich verdienstlichen Graphiken aufgrund ihrer Dimensionen nur teilweise gut lesbar (es wäre schön gewesen, hätte auch ein Verzeichnis davon Platz gefunden), es hätten auch noch einige zusätzliche Tabellen aufgenommen werden dürfen, etwa zur Entwicklung der Bevölkerung. Was indes wirklich fehlt, und hier sollte der Verlag für weitere Auflagen Abhilfe schaffen, ist ein Namensindex. Überhaupt scheint der Verlag sehr mit der Seitenzahl des Bandes geizig zu haben; vielleicht sollte er auch in dieser Hinsicht etwas großzügiger werden.

Auf jeden Fall ein Band, den man als Einstieg in die neuere Geschichte Lateinamerikas lebhaft empfehlen kann und dem man eine gute Aufnahme wünschen möchte.

Oberwaltersdorf, 2. Mai 2023